

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungsbedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergr. teute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Unternehm. derselben nicht als Entschädigung dienen! Die Versicherungsbedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt.

Am Freitag nachmittag ist

der Kaiser,

von seiner Erkrankung völlig wiederhergestellt, unter außergewöhnlich herzlicher Begrüßung durch die frohgestimmte Menge, in das Berliner Schloß eingeleitet. Die Tage, die der Kaiser in Berlin zubrachte, haben weiter gezeigt, daß der Monarch wieder im Vollbesitz seiner Kräfte ist. Die kaiserliche Rede bei der Festtafel für die Provinz Brandenburg war in trefflichem und zuverlässigem Ton gehalten.

Den Schwarzsehern und Mörkern hat unser Kaiser, wie schon wiederholt, auf dem seinen Märten im kaiserlichen Schloß zu Berlin gegebenen Festbankett ins Gewissen geredet. Im Anschluß an die 500jährige Wiederkehr des Einzuges des ersten Hohenzollern in die Mark deutete der Kaiser kurz hin und die von Eigennutz und Willkür erfüllte Raubritterzeit, in der die Märker dem Kaiser Sigismund begründete Klagen und Bitten um durchgreifende Hilfe vorzutragen hatten. Heute können alle Erwerbstätigen unter dem Segen des von einem starken deutschen Heere gesicherten Friedens ihren Geschäften nachgehen, und jeder Arbeiter ist seines Lohnes gewiß, so daß jedermann trotz der Unvollkommenheiten, die dem Irdischen nun einmal anhaften, zufrieden sein kann. Und mit dieser Mahnung zur Zufriedenheit an alle Stände hat unser Kaiser den springenden Buntt getroffen, auf den es ankommt. Wir haben augenblicklich teure Zeiten, und Klagen über die Unerträglichkeit der Lebensmittelpreise werden in allen Gauen des deutschen Vaterlandes laut. Aber wir nehmen an, und der Kaiser hat es merktbar genug angedeutet, daß diese Erscheinungen vorübergehen werden, und daß im Schutze des Friedens und der Gerechtigkeit Handel und Wandel zu blühen fortfahren und einen jeden, der fleißig die Hände rührt, seines Lohnes teilhaftig lassen werden. Wer so, wie unser Kaiser, die Segnungen des Friedens zu schätzen weiß, der ist ein Friedensfreund.

Die militärische Feier auf dem Tempelhofer Felde am Sonntag und die 50000 Mann-Parade brachten den Kaiser wieder vor die Front seiner Truppen und in Berührung mit der Berliner Bevölkerung, die ebenso, wie am Freitag, besonders begeisterungsfroh gestimmt war. Das hat auch seinen guten Grund. Sie alle, die dem Kaiser da zusahen, fühlten sich von dem Druck befreit, den die Sorge um das Befinden des Kaisers auf uns gelegt hatte. Das dem deutschen Volk natürliche monarchische Empfinden pulsiert — das fühlte man bei solchen Gelegenheiten — noch in alter Frische und Kraft.

Daß nur die Sozialdemokratie, wie bei allen nationalen Anlässen, kühl beiseite steht, wundert niemanden. Sie zieht die Rolle des Inaktiven auch jetzt

in der Schweiz

vor, wo der sozialdemokratische Regierungspräsident, der den Kaiser in Basel empfangen sollte, in Privatgeschäften dringend auf Reisen geht.

Der Schweizer Besuch des Kaisers erfordert keine besondere politische Bedeutung, sondern bestätigt nur das

freundschaftliche Verhältnis Deutschlands zur neutralen Schweiz, das gelegentlich wohl durch kleine wirtschaftliche Meinungsverschiedenheiten getrübt, jedoch niemals gestört worden ist. Der Besuch soll vor der Welt beweisen, daß ein Anschluß der Schweiz an Frankreich gegen Deutschland, den man in Paris nicht zum ersten Male sehnüchelt herbeiwünscht, nicht eintreten kann und wird, daß die freie Schweiz vielmehr nach wie vor an ihrer Unabhängigkeit und Unparteilichkeit festhält und dem heftigsten Liebeswerben widersteht. Darüber brauchen keine Unterredungen stattzufinden und werden auch nicht gepflogen werden. Der Besuch allein ist ein vollständiger und unanfechtbarer Beweis dieser Tatsache. Der hauptsächlichste Zweck der Kaiserreise ist außerdem, die schweizerische Miliz kennen zu lernen.

Die Gesamtkriegsstärke des

schweizerischen Heeres

beträgt 227 147 Mann und ist nach der neuen Organisation, die bei den jetzigen Männern vor den Augen unseres Kaisers erprobt werden soll, in drei Abteilungen: Auszug, Landwehr und Landsturm gegliedert. Die Dienstzeit bei jeder dieser Kategorien dauert eine Reihe von Jahren, da sich die Truppen als reines Milizheer nicht ständig unter den Waffen befinden, sondern nur jährlich zu Übungen oder für den Krieg eingezogen werden. Den Grundbesitz der allgemeinen Wehrpflicht glaubte man bei der Langwierigkeit des Dienstes nur durch die Einführung der Wehrsteuer gerecht werden zu können. Der Dienstunfähige zahlt.

Die Dienstpflicht beginnt mit dem 20. Jahre und mit der Ueberweisung an die Truppen des Auszugs, nachdem die brauchbaren Leute schon in jugendlicherem, ja bereits in jugendlichem Alter durch Wehrmänner eine Vorbildung in turnerischen und militärischen Tingen erhalten haben. Im Auszuge dauert die Dienstzeit 12 Jahre, bei der Kavallerie 10, bei den Offizieren 15 Jahre und darüber. Der erste Jahresdienst nimmt die Dienstfähigkeit bei der Infanterie 65, bei der Kavallerie 90 und bei der Artillerie 70 Tage in Anspruch. Die Übungen während der folgenden 9 bzw. 11 Jahre haben eine Dauer von 11 bis 14 Tagen. Die acht, bei der Kavallerie zehnjährige Landwehrpflicht bringt in der Regel nur eine einmalige Übung von der gleichen Dauer wie beim Auszuge. Beim Landsturm, dem der Waffenfähige acht Jahre angehört, findet keine Wiederholungsübung, wohl aber dann und wann eine Waffeninspektion statt, die auch bei der Landwehr vorgenommen wird. Die Offiziere ergänzen sich aus dem Unteroffizierkorps nach Ableistung besonderer Waffenübungen. Von der Gesamtkriegsstärke des Heeres entfallen 142 054 auf den Auszug, 69 513 auf die Landwehr und 15 580 auf den Landsturm. Sechszig Prozent der Bevölkerung stehen im Kriege unter den Waffen. Außerdem treten zu der Kriegsstärke noch mehr als 206 000 Mann für Hilfsdienst.

Die schweizerische Seeresverwaltung sieht der Kritik des deutschen Kaisers mit Zuerstung entgegen und hofft, daß der Kriegsherr der größten militärischen Macht auf Erden sich lobend über die vorgeführten Leistungen ausprechen wird. Bei der militärischen Veranlagung des schweizerischen Volkes und seiner großen Dienstfreudigkeit sowie den hauptsächlich geringen Anforderungen des Dienstes erscheint diese Zuversicht auch gerechtfertigt.

Bei uns sind die Genossen zurzeit so eifrig mit den „Vorarbeiten“ für den

Chemnitzer Parteitag

befähigt, daß man ihrer Verständnislosigkeit für Dinge außerhalb des Parteihorizontes milde Umstände zubilligen kann. Und tüchtig schreitet die Arbeit fort bei dem Klang der munteren Reden, die sie begleiten. Die Beschlüsse und Anträge häufen sich. In dem ganzen Durcheinander sieht man aber doch deutlich den Faden, den die Genossen bei ihren brüderlichen Auseinandersetzungen in Chemnitz gewissermaßen als Leitmotiv aufnehmen werden. Die Radikalen wollen den Revisionisten an den Kragen — auf diesen allgemeinen Feldzugsplan sind die kleinen Vorpostengefechte, die den Zeitraum bis zum Beginn des Parteitags angenehm ausfüllen, im großen und ganzen angelegt. Neu ist diese Idee nicht. Das Gesicht der beiden Richtungen hat ziemlich allen sozialdemokratischen Parteitagen das eschtraderliche Gepräge gegeben. Aber es läßt sich diesmal so an, als ob es in Chemnitz zu einem Kampf auf der ganzen Linie kommen sollte.

Es ist begreiflich, daß die Genossen mit allen Fibern auf den großen Tag in Chemnitz gespannt sind. Eine Ablenkung von ihrem inneren Parteihader hat ihnen, was in jedem Sinne zu bedauern ist, die

Fleischteuerung

geboten. Natürlich ist mit den Mitteln, die die Sozialdemokratie lediglich zur Erregung der Massen anwendet, der Sache selbst nicht gedient. Alle Demonstrationsveranstaltungen und Protestbeschlüsse werden nie dazu führen, daß die Zölle aufgehoben und die Grenzen schrankenlos geöffnet werden. Diese Maßregeln sind unmöglich, weil sie unsere Landwirtschaft schwer schädigen und zudem die Preise wahrheitsgemäß nicht einmal merklich drücken würden. Mit der sozialdemokratischen Agrarpolitik kommen wir also nicht weiter. Ebenwenig allerdings mit dem philosophischen Gleichmut und der Gelassenheit, mit der man „höheren Orts“ dem ständigen Steigen der Fleischpreise zusieht. Die stille Hoffnung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, daß es mit der Zeit schon wieder werden müsse, tut es allein nicht, und der Trost, daß unter den preistreibenden Faktoren die erhöhte Kaufkraft des Volkes ein erfreuliches, wirtschaftliches Moment sei, mutet etwas schwach an. Man hat das Gefühl, daß die Regierung zum mindesten etwas zur Klärung des Problems beitragen könne. Denn ehe man nicht klar sieht, kann man auch nicht mit der richtigen Hilfe kommen. Daß auf dem Wege, den das Fleisch vom Züchter bis zum Verbraucher zurücklegt, nicht alles in Ordnung ist, wird von Niemandem bezweifelt, daß der Teuerungszug, der sich zwischen den einzelnen Stationen dieses Weges vollzieht, durch geeignete Maßnahmen aufgehalten oder doch gemildert werden könnte, glauben die meisten Sachkenner mit Bestimmtheit. Hier und da haben schon Kommunen vielversprechende Versuche gemacht. Aber die Kräfte versetzt und zersplittert sich auf diese Weise zu sehr. Könnte nicht die Reichsregierung und die Gesamtheit der Bundesregierungen dieses Problem einmal auf ihr Programm setzen und mit konzentrierten Kräften an seine Lösung gehen? Uns würde

Aus dem Leben eines Artisten.

Eine Geschichte aus dem Künstlerleben von Metella Kron.

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen Pause fuhr Peretti fort:

„Kurz bevor ich auf die Universität kam, starb mein Vater. Er war schon bejahrt und seine angestrenzte, schlecht bezahlte Tätigkeit hatte das ihrige getan, um seinen ohnehin schwachen Körper noch vor der Zeit aufzureiben. Wir haben ihn tief betrauert, aber am Ende forderte doch das Leben seine Rechte wieder an uns. Da seine Einnahmen nunmehr fortfielen und die Ersparnisse meiner Eltern sich doch nur verhältnismäßig als gering erwiesen, so hatte ich nun doch den Gedanken, das akademische Studium aufgeben zu müssen, wenn mir nicht glücklicher Weise gerade um diese Zeit das Vermächtnis einer Verwandten, meiner Pate, zugefallen wäre, von dem nach Abzug der Summe für meinen Unterhalt auf der Universität noch so viel übrig blieb, daß meine Mutter und ich davon leben konnten, bis ich imstande war, Geld zu verdienen. Mein Abschied von Hause war ein unendlich bewegter, auch Julia zerfloß, was bei ihr nicht häufig war, in Tränen und ich für meinen Teil meinte, das Herz müßte mir brechen vor Trennungswelt. Unter diesen Umständen kam es denn, wie es kommen mußte — das heißt, ich, der Abiturient, verlobte mich mit dem kaum erwachsenen Mädchen. Meine Mutter schüttelte zwar den Kopf über unsere Verlobung, aber, nachgiebig von Natur und noch ganz gebrochen durch den Tod meines Vaters, fand sie nicht die Kraft, sich dem Willen ihrer Kinder zu widersetzen. Auch liebte sie ja Julia wie ihre eigene Tochter und hatte es stets für selbstverständlich angesehen, daß sie dereinst meine Frau werden würde. Ich arbeitete fieberhaft auf der Universität, um so schnell

wie möglich mein Ziel zu erreichen und gestattete es mir, um nichts zu veräußern, auch nur einmal im Jahr, auf wenige Tage nach Hause zu kommen. Julia war zu einer wunderbaren Schönheit herangewachsen, wenn sie über die Straße ging, blieben die Leute stehen und sahen ihr nach. Sie gab mir aber keinen Grund zur Eifersucht, sondern war freundlicher und herzlicher zu mir als vordem, so daß ich mich von ihrer Gegenliebe überzeugt hielt. Nach einigen Jahren fing meine Mutter zu tränkeln an und der Arzt verlangte, daß sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit ein meinetwegen Heimatort nahegelegenes Bad besuchen sollte. Trotz unserer bescheidenen Verhältnisse wurden die nötigen Mittel dazu flüssig gemacht und sie und Julia reisten nach jenem, seiner Heilquellen wegen von altersher berühmten Ort. In die Zeit ihres Aufenthalts dort fiel meine Doktorpromotion, und da ich die Prüfung mit summa cum laude bestand, so meinte ich, mir zur Belohnung für meinen Fleiß und Eifer eine kurze Erholung gönnen zu dürfen. Natürlich suchte ich dieselbe bei den mir so teuren Frauen. Ich fand Julia schöner und liebevoller als je und verlebte ein paar unaussprechlich glückliche Tage. Eines Abends spielte im Kurgarten eine ungarische Zigeunerkapelle, die wir auch zu hören beschloßen. Der Kapellmeister war ein noch junger Mann von seltsam faszinierendem Aussehen, der seine wilden Weisen mit einer hinreißenden, elementaren Leidenschaft spielte, die auf alle Hörer einen tiefen Eindruck übte, und die namentlich die Damen bezauberte. Auch Julia unterlag dem Zauber seiner Geige und seiner schwermütigen schwarzen Augen. Wenn ich meinem Lieb nicht so blind vertraut hätte, so würde ihr Benehmen an diesem Abend mich haben stuhig machen müssen, denn wiederholt wollte es mir scheinen, als ob sie mit dem Zigeuner Blicke austauschte und ihm verflohen würde.

aber ich schalt mich einen eifersüchtigen Toren wegen meiner Beobachtungen und ließ den Verdacht gegen sie nicht in mir aufkommen.

Ich Narr! Ich verblendeter Narr!

Zwei Tage nach jenem Konzert war Julia verschwunden — mit dem Zigeuner Lendva auf und davon gegangen!

„Lendva!“ wiederholte Lendva, der bis dahin den Ausführungen des Doktors mit geringer Anteilnahme gefolgt war, jetzt aufgeregt. „Dann — dann ist jene Frau, die Zora beständig aufslauert —“

„Meine Pflegeschwester, meine ehemalige Braut — ja,“ stimmte der Doktor leise zu. Er bedachte aufsteigend die Augen mit der Hand und sah so eine Weile schweigend, dann fuhr er tonlos fort: „Ein paar kalte, herzlose Zeilen, die Julia für mich zurückgelassen hatte, teilten mir mit, daß sie der Enge des Daseins in unserm Städtchen längst überdrüssig gewesen sei und daß der Gedanke, ihre Jugend als meine Braut zu vertragen, ihr Grauen eingegeben habe. Denn bis ich eine Anstellung an einem Gymnasium erhalten würde es ja doch noch lange dauern und schließlich reize sie die Aussicht, eine kleine Gymnasiallehrersfrau zu werden, auch nicht. Dennoch hätte sie wahrscheinlich ihr Wort gehalten, wenn Lendva, dem ihr Herz auf den ersten Blick zugeflogen, ihr nicht begegnet wäre. Jetzt erst wußte sie, was Liebe wäre. Mit ihm, dem Geliebten, zöge sie jubelnd hinaus in die Welt, in die Freiheit. Zum Schluß kamen die in solchen Fällen üblichen pflichtmäßigen Wünsche, daß ich sie vergessen und anderswo mein Glück finden möge. — Es war ein Brief, der durch seine konventionelle Phrasenhaftigkeit und zynische Offenheit abstoßender wirkte, als ich es zu schildern vermag.“

Meine Verurteilung war grenzenlos. Ich fühlte mich

damit jedenfalls mehr gedient sein, als mit dem Trostpreis offizieller Beschwichtigungsartikeln.

Die Zeit der großen Herbstübungen

Ist jetzt gekommen. Manches so stille Dörflein tönt wider von Trommel- und Pfeifenklang und von den frohen Marschliedern der Soldaten. Noch ein paar anstrengende Wochen, und dann heißt es für einen großen Teil der Soldaten: „Reserve hat Ruh.“ Dann werden „Säbel und Patronenlast“ auf der Kammer abgegeben, heimwärts geht's nach Mutter. Nichts wird freudiger und jubelnder begrüßt als das „Salt!“ am letzten Mandvertage, das gewissermaßen das Ende der Militärzeit bedeutet.

Während die Reservisten wieder in ihren Beruf und ihre Familie hineintreten, heißt es in wenigen Wochen für die angehenden Rekruten Abschied nehmen. Gerade in diesem Jahre haben die Aushebungskommissionen strenge Musterung gehalten und mehr junge Leute als in früheren Jahren angelegt, denn es sind für zwei Armeekorps mehr Rekruten nötig als sonst. Für die Mitglieder der Jugendwehren usw. wird das Einleben in den Kasernen leichter sein als für einen jungen Mann, der stets zu Hause war, ebenso dürften die Angehörigen des Jung-Deutschlandbundes, des Pfadfinderkorps, und nicht zuletzt unsere Jugendbündler später gegen manchen ihrer neuen Stubenkameraden etwas voraus haben. Gute Turner machen sich schnell beim Militär beliebt, das sollte besonders jetzt beachtet werden, da das Militär mit klingendem Spiel in's Manöver zieht.

Die Vorbereitungen für den Generallstreik in Belgien

Sind soweit gediehen, daß auf 600 000 Teilnehmer gerechnet wird. Die Sozialisten in Frankreich haben sich verpflichtet, für die Dauer des Streiks die Verpflegung von 40 000 belgischen Arbeiterkindern zu übernehmen. Der Führer der belgischen Sozialisten Vandervelde will eine Visitationsreise durch Deutschland, Österreich, die Schweiz und Skandinavien unternehmen, um eine Geldsammlung für die Teilnehmer an dem Streik einzuleiten. Selbstverständlich bereiten sich auch die Unternehmer auf den Ausstand vor. Hoffentlich gelingt es der Regierung, den Streik noch im letzten Augenblick abzuwenden; denn die Folgen eines Generallstreiks von längerer Dauer sind gar nicht abzusehen. Welchen Schaden am Nationalvermögen er mit sich bringt, hat Schweden erst vor einigen Jahren erlebt.

Die Lage in Marokko

Ist unverändert ernst. Zu ihrer Beruhigung machen sich die Franzosen selber Siegestelegramme zurecht, die vor den Tatsachen dann freilich wie Seifenblasen zerfliegen. So mühten sie eben wieder die Meldungen von siegreichen Kämpfen des Oberst Mangin gegen die Streitkräfte des Gegenkulturs El Ghib als grundlos zurückgenommen werden. Mangin hat in Anbetracht der Unzulänglichkeit seiner Truppen einen Angriff auf die mächtigen Scharen El Ghibs überhaupt noch nicht zu unternehmen gewagt. Die Erfolge des Oberst Vein im Norden sind nach den eigenen Angaben Vlautens aber so bescheiden, daß sich weitergehende Hoffnungen daran nicht knüpfen lassen.

Durch die Einteilung Marokkos in eine französische und spanische Zone erwachen dem internationalen Handel Zollschwierigkeiten, gegen die von Seiten Englands und Deutschlands in Paris Bedenken erhoben wurden. Der französischen Regierung nahesteheende Blätter erklären, daß dem geäußerten Wunsch Rechnung getragen würde. Auf die jüngste Mitteilung des Botschafters Cambon hatte Staatssekretär v. Riberon nichts weiter erwidert, als daß das vorgeschlagene System etwas verwickelter wäre.

Die türkisch-italienischen Friedensverhandlungen

In Montreux, über die sich, wie es hieß, der italienische Ministerpräsident Giolitti durch seine Bevollmächtigten auf dem laufenden erhalten läßt, sind doch noch nicht so weit vorgeschritten, daß sie zur gänzlichen Ausschaltung blutiger Zusammenstöße auf dem tripolitischen Kriegsschauplatz geführt hätten. Nach mehreren Wochen der Ruhe gab es soeben ein Gefecht bei Misratah. Dort griffen Türken und Araber die Befestigungen der Italiener an und lachten deren Karawanen aufzuheben. Die die Karawanen begleitenden italienischen Truppen schlugen den Feind nach heftigem Kampf zurück und brachten ihm angeblich große Verluste mehr als 100 Tote — bei, während sie selbst nur einen Toten und 10 Verwundete hatten.

Bulgarien und Montenegro gaben zur Abwechslung wieder einmal die amtliche Erklärung ab, daß sie die Beziehungen zur Türkei nicht abbrechen, sondern Frieden halten würden. In einigen Gebieten Albaniens herrschen dagegen anarchoide Zustände. — Der Großwesir Mulhar Pascha erklärte noch einmal, daß die türkische Regierung den Berichts des Vorschlags, dessen wohlwollende Absicht sie dankbar anerkenne, ablehnen müßte, da eine Autonomie türkischer Gebietsteile gleichbedeutend mit einem Verlust der betreffenden Territorien sei würde, und da von einer Zentralisation die Albanier selbst nichts wissen wollen. Man darf annehmen, daß trotz der verzwickten Lage die Ruhe auf dem Balkan gewahrt bleibt.

dem Wahnsinn nahe — an dem Schmerz über Julias Verrat merkte ich erst, wie sehr ich sie geliebt hatte. Hatte? Nein, noch liebte! Denn ob ich sie auch verachtete — ihre Antreue und Herzlosigkeit vermochten doch nicht, ihr Bild in meinem Herzen auszulöschen. Wäre meine Mutter nicht gewesen, die nichts auf der Welt hatte als mich, so weiß ich nicht, was damals aus mir geworden wäre. Um ihrer willen aber mußte ich meine Studien wieder aufnehmen und leben und streben.

Drei Monate später präsentierte man mir einen Wechsel mit meiner Unterschrift. Ich glaubte an einen Irrtum, aber die genauere Besichtigung des Papiers, die ich vornahm, belehrte mich sehr rasch, daß meine Unterschrift gefälscht war von — Julia. Es war von jeher ihre Spezialität gewesen, meine Handschrift nachzumachen, und sie hatte es zu einer großen Fertigkeit darin gebracht, aber ich freilich, der ich jedes Häkchen ihrer Buchstaben genau kannte, vermochte den Betrug sofort herauszufinden. Wie ich hörte, war der Zigeuner Lendva trotz seiner beträchtlichen Einnahmen stets in finanziellen Nöten, woher Julia, die in ihrer tollen Leidenschaft für den Menschen zu allem fähig war, sich durch ein Verbrechen die Mittel zu ihrer beiderseitigen Flucht verschaffte. Vermutlich hat Lendva gar nicht geahnt, wo sie das Geld hernahm, denn, wie übereinstimmend behauptet wurde, war er zwar namenlos leichtsinnig und genüßsuchtig, aber doch nicht eigentlich verdorben. Jedenfalls war er von den beiden der weitaus bessere Teil.

Einen Augenblick lang dachte ich daran, die Sache den Gerichten zu übergeben, aber die Bitten meiner armen Mutter bewogen mich, Abstand davon zu nehmen. Sie konnte auch jetzt die Liebe zu Julia nicht ganz aus ihrem Herzen reißen und der Gedanke, die Frau, die sie Tochter genannt und die jahrelang der Sonnenschein

K. Die Nacht vor der Flucht der Kaiserin Eugenie.

Wieder nahen jene schicksalvollen Septembertage, in denen das französische Kaiserreich in Trümmern sank, der Kaiser gefangen wurde und seine Gemahlin sich nur durch die Flucht vor der Wut des Pöbels retten konnte. Die romantischen Umstände und Ereignisse, die dieser tragischen und angstvollen Fahrt vorausgingen und sie begleiteten, stellt G. Lenotre in einer französischen Zeitschrift mit einer Genauigkeit und Vollständigkeit dar, die die letzten noch dunklen Einzelheiten über diese verworrenen Begebnisse aufhellt. Am Nachmittag des 4. September 1870, als die Unglücksnachricht von Sedan bekannt war, tobte der wütende Pöbel auf dem Place de la Concorde, zerbrach das hier angebrachte geschlossene Gitter zu den Tuilerien und drang nach dem Schloß vor. Die Regentin, von ihrer eigenen Regierung im Stich gelassen, sträubte sich, von ihrem Plaze zu weichen, aber der österreichische Gesandte Fürst Metternich und der französische Gesandte Nigra, die in diesem gefährlichen Moment um sie weilten, „führten sie mit Gewalt fort“. Noch im letzten Moment reißt sie sich los, um von den Verwundeten wenigstens Abschied zu nehmen, die in den Tuilerien untergebracht waren und die sie selbst gepflegt hatte. Man zieht sie fort durch die prunkenden Gemächer und feierlichen Galerien, den Schauplatz so vieler weltgeschichtlicher Dramen. Durch einen der Säle schreitend bleibt die Herrscherin plötzlich stehen, blickt um sich und murmelt: „Also das letzte Mal?“ Die beiden Begleiter drängen sie vorwärts durch die Galerie des Louvres, denn die Menge befindet sich schon in den Höfen und im Hauptpavillon der Tuilerien. Immer widerstrebend, ist sie schließlich bis zu dem Ausgang geschoben worden. Nun nimmt sie Abschied von

ihrer Frauen, die sie noch begleiteten; allein will sie weiter; nur Mme. Lebreton, die treue Kammerfrau, soll mit. Sie eilen an einer Kette johlender Menschen vorbei, die beständig schreit: „Nieder mit Badinguet!“ (Spottnamen Napoleons.) „Nieder mit der Spanierin!“ „Haben Sie Furcht?“ fragt Nigra die Herrscherin, die seinen Arm genommen hat. „Keineswegs. Warum fragen Sie mich? Fühlen Sie etwa, daß ich zittere?“ Sie schreitet ruhig und sicher daher, mit völliger Selbstbeherrschung. Auf dem Plaz de la Concorde winkt Fürst Metternich einen Droschke; sie ist glücklicherweise geschlossen, aber wie man einsteigen will, sammeln sich Menschen und ein Cassen-junge ruft erstaunt aus: „Das ist ja die Kaiserin!“ Nigra, namenlos erschrocken, nimmt den Jungen bei dem Ohren und sagt drohend: „Was, Du Bengel, Du schreiest es lebe Preußen!“, wobei er sich geistesgegenwärtig die Alangählichkeit zwischen „Boila l'Imperatrice“ und „Bive la Prusse“, zumeist macht. Der Gamin reißt eingeschüchtert aus, der Wagen fährt los. Langsam ging es nun durch die Straßen; Metternich hatte dem Kaiser die Adresse des Staatsrates Beson angegeben, bei dem die Kaiserin ein vorläufiges Asyl finden sollte. Aber es ist niemand zu Hause; auf mehrmaliges Klingeln wird nicht geantwortet. Von Müdigkeit völlig überwältigt, setzt sich die Kaiserin auf die steinernen Treppentufen und bleibt hier wohl eine Viertelstunde in dumpfen Brüten. Dann rafft sie sich auf: „Hier kann ich nicht bleiben, vorwärts.“ Die beiden Frauen irren nun durch die Straßen und wissen nicht, wohin. Die wenigen, die ihnen in diesem menschenleeren Viertel begegnen, ahnen nicht, daß die Frau in dem schwarzen Kaschmirtro mit dem weißen Kragen und dem dunklen Hut die Kaiserin der Franzosen ist. Endlich finden sie eine Droschke. Welche Adresse? Nach langem Schwanken entschließt sich Eugenie, das Haus des Dr.



Das Lichtzielfrohr, eine epochemachende Erfindung auf dem Gebiete der Waffentechnik. Er ist dem deutschen Ingenieur Adolf Weigel gelungen, eine Vorrichtung zu erfinden, mit der es gelingt, auch im Dunkeln mit ganz unbefangener Sicherheit zu schießen. Bisher war man im Dunkeln bei der Verteidigung gegen Angreifer, Einbrecher u. a. nicht imstande, die Schußwaffe zu gebrauchen, ohne durch ein Licht, eine Lampe, Laterne u. dgl. sich selbst als hell erleuchtete Zielscheibe der Augen des Gegners auszugeben. Das Lichtzielfrohr dagegen gestattet nunmehr ein absolut sicheres Schießen, auch für den Ungeübtesten. Die Einrichtung ist folgende: Auf jeder Pistole, jedem Revolver, ganz gleich welchen Systems, läßt sich das Lichtzielfrohr anbringen; es stellt einen Scheinwerfer

im kleinen dar und ermöglicht es, den Gegner oder das Zielobjekt taghell zu beleuchten und zugleich durch einen deutlich sichtbaren schwarzen Punkt den Treffpunkt der Kugel zu sehen. Also ohne jedes Zielen, ohne jede Übung ist es möglich, die Kugel dort anzubringen, wo man den Gegner treffen will. Es kommt hinzu, daß das blendende scharfe Licht des Lichtzielfrohrs den Gegner derart blendet, daß er seinerseits nicht in der Lage ist, den Schützen zu erkennen oder auf ihn zu feuern. Die ungemein handliche Vorrichtung wird von der Waffentechnischen Gesellschaft „Wespi“, Berlin N. 39, hergestellt. Mit dieser Erfindung ist ein kaum übersehbarer Fortschritt auf dem Gebiete der Selbstverteidigung und der Bekämpfung des Verbrechertums gemacht.

Mutter ihre müden Augen für diese Welt. Der letzte schwere Schlag hatte ihre ohnehin geschwächten Kräfte vernichtet. Ich hatte getan, was in meinen Kräften stand, um ihr Pflege und ärztliche Behandlung zuteil werden zu lassen, aber schließlich war es auch nur wenig, was ich tun konnte. Und wenn ich die Nächte durch arbeitete und mich nicht satt aß, so konnte ich, der ich doch den größten Teil meiner Zeit brauchte, um meine Studien zu vollenden und damit in bessere Verhältnisse zu kommen, nicht nebenbei genug verdienen, um ihr die für ihren Zustand erforderlichen Stärkungsmittel, Komfort und gute Luft zu verschaffen. Wer weiß, ob ich, wenn ich mehr Geld gehabt, ihr teures Leben nicht hätte erhalten können! Auch ihren Tod schrieb ich in Julias Schulbuch.

Nachdem ich meine Mutter begraben hatte, war auch meine Widerstandskraft erschöpft. Ich verfiel in ein schweres Gehirnfieber und lag viele Wochen lang, zwischen Leben und Tod schwebend, im Krankenhause. Als ich endlich, dank meiner Jugendkraft, genas, war ich ein anderer Mensch geworden, als ich vormals gewesen war. Alles war mir gleichgültig geworden, nur der Wunsch, Rechenschaft von dem Weibe zu fordern, das mein Leben verdorben, hielt mich aufrecht. Da ich viel zu stumpf war, um meine Studien fortzusetzen, so wanderte ich, meine geringen Besitztümer in einem Bündel über dem Rücken tragend, aus der Stadt, aus dem Lande. Meine Kleidung war zu schäbig, als daß ich hoffen durfte, mich durch Stundengeben zu unterhalten, so verfiel ich denn auf den Gedanken, mich durch das Zeigen allerhand kleiner Taschenspielertricks, die hauptsächlich auf meiner Kenntnis physikalischer Vorgänge beruhten, mein tägliches Brot zu verdienen. Ich ging unter die fahrenden Leute, trat heute in diesem und morgen in jenem Provinzstädtchen auf und

des be
Avenue
tern, und der
Ehren gena
Grund der Pa
als Mädchen ge
der französische
melbet wurde, z
ihren Namen ni
— stand
hände, ihre
ihm an
Land zu entlo
barer Menge
Nahrung, die
Wünsche vor.
Ebens
Crane, in das
verleiten. Cran
Ebens mi
Möchte die J
nach Deauville
aufenthalt befa
sichigen Gesand
den Händen von
der eine Kranf
solte. Crane i
beron die Kran
nicht. Um 5
aus den T
Landauer des
heller Tag; di
verlagten die
gelang es eine
brachte. Doch
Gefährt schwie
liche Kalesche,
den, und so fä
weiter. Vor e
dem eine aufge
Kalesche singt i
Zuapp Mobilis
Sache sind na
Sammlung, die
die Kaiserin in
begehen ist. Si
und Louis Ph
Am 6. kommt n
folgenden Nach
getretete Kaiser

Die Ve
Eine Verbrechen
progen. In
das Kontor der
reibe amte ei
mit Revolve
legt zusammen.
Nähten die G
ne einen ihnen
Revolver sch
Die von de
hätte dort die
Schloß. Ein
mann wurden
sitzig schüß
Müger Arbeit
Die andern entl
Weiter
Ter bei
mann Leberwa
erlangt und wa
her der Stima
in Bagelhang be
den Kontors
hätte einen Sch
den Polizeihand
vernehmen beim
Welter letzte so
ten, daß 4—5
Jahant mit all
Als der K
Berbreiter, der
mit einem Beil
Ein Schuß bran
und schlug durch
Wiederander ging
begleitenden Me
Verbrechern in
ständig gewesen
Werkzeuge zu h
Schweimern die
durch den ström
Daß die Ve
weiter verfolgt
die Spur verlor
aufeinander nicht
ber zu verfolgen,
an der Zabi.

Sammelte das
in der Hand ein
nur die Billigste
Vorrichtungen
nahmen waren
elende Leben,
so anathem ge
die Hoffnung,
überzutreten u
ich, meinem v
langam und e
so ich hörte,
sollen, fallen

allein will sie immerfort, soll Badinguet! Spanierin! Herrscherin, die Barum fragen. Sie schreit: „Du schreist, du schreist, du schreist!“ und in reißt einge- gam ging es dem Ruffe- eben, bei dem lte. Aber es Klingeln wird ählt, seht sich en und bleibt Brüten. Dann el, Du schreist, hen und wissen sem mensche- e Frau in der agen und dem Endlich fin- Nach langem aus des Dr.

Evans, des bekannten Zahnarztes, zu nennen. „Auf Avenue de l'Opera“, sagt die entthronte Kaiserin, der Koffelener fährt nach der Straße, die ihr Ehren genannt worden war. Evans war ein alter Freund der Familie Montijo und hatte die Kaiserin schon als Mädchen gekannt. Er erwartete gerade die Mitglieder der französischen Gesandtschaft zum Diner, als ihm gemeldet wurde, zwei Damen warteten in der Bibliothek, die ihren Namen nicht nennen wollten. Negerlich ging er hin und — stand der Kaiserin gegenüber. Sie ergriff seine Hände, ihre Augen standen voll Tränen; sie vertraute ihm an in ihrer Not, er sollte ihr helfen, nach England zu entkommen. Erschöpft durch eine Woche furchtbarer Kängle, geschwächt durch den Mangel an Schlaf und Nahrung, stieß sie in fieberhafter Erregung ihre Wünsche vor. Nach wurde ihr eine kleine Mahlzeit serviert. Evans zog keinen intimen Freund, den jungen Dr. Crane, in das Geheimnis, während die Gäste ungeduldig warteten. Crane mußte dann die Herren empfangen, während Evans mit der Kaiserin und Mme. Lebreton verhandelte. Die Fahrt sollte am nächsten Morgen zu Wagen nach Deauville gehen, wo sich Frau Evans im Sommeraufenthalt befand. Man bediente sich eines von der englischen Gesandtschaft ausgestellten Passes, der zufällig in den Händen von Evans war und auf einen Dr. C. lautete, der eine Kranke und ihr Gefolge nach London begleiten sollte. Crane übernahm die Rolle des Arztes; die Kaiserin sollte die Kranke sein, Evans ihr Bruder, Mme. Lebreton die Krankenwärterin. Die Kaiserin schlief die Nacht nicht. Um 5 Uhr früh klagte sie in derselben Robe, da sie aus den Tuilerien nichts mitgenommen hatte, in den Landauer des Dr. Evans. Es war ein herrlicher, sonnenscheiter Tag; die Reise ging glücklich bis Mantes; hier verließen die übermüdeten Pferde den Dienst; Evans gelang es einen Wagen zu finden, der sie bis Passy brachte. Doch dann wird die Suche nach einem neuen Gefährt schwierig. Schließlich findet er eine alte gebrechliche Kalesche, vor die zwei Arbeitspferde gespannt werden, und so fährt die Kaiserin mit ihren drei Getreuen weiter. Vor einem Kaffee machen sie kurze Rast, vor dem eine aufgeregte Menge hin und her wogt, die Mar- schälle singt und „Es lebe die Republik!“ schreit. Ein Trupp Mobilgarde marschiert vorbei. Ob sie auf der Suche sind nach der entflohenen Kaiserin? Angstvolle Spannung, die glücklich vorübergeht. Die Nacht verbringt die Kaiserin in den Wagen, an dem eine Speiche ge- brochen ist. Sie spricht viel von der Flucht Ludwig XVI. und Louis Philippe, die der Ihren so ähnlich waren. Am 6. kommt man dann glücklich nach Deauville und in der folgenden Nacht nimmt die Nacht des Sir Georges die gestetzte Kaiserin auf.

Die Verbrecherjagd in Haspe.

Eine Verbrecherjagd hat sich dieser Tage durchs Empepetal hin- gezogen. In Haspe wurden Diebe bei einem Einbruch in das Kontor der Firma Bölling überfaßt. Als der Poli- zeibeamte eintraf, wurde er von den Verbrechern sofort mit Revolverkugeln empfangen. Er brach schwer ver- letzt zusammen. Die Diebe, 4—5 Personen, entkamen und flüchteten die Empepetraße entlang. In Vogelstang streckten sie einen ihnen entgegnetretenden Beamten gleichfalls durch Revolverkugeln nieder.

Die von der Flucht benachrichtigte Polizei in Milspe hatte dort die Verbrecher; es kam zu einer regelrechten Schacht. Ein Polizeiwachmeister und ein Schut- mann wurden schwer verletzt, ein anderer Beamter erlitt Streifschüsse. Von den Verbrechern wurde nur ein 14- jähriger Arbeiter kampfunfähig gemacht und festgenommen. Die andern entkamen in der Dunkelheit.

Weitere Nachrichten:

Bei der Verbrecherjagd verletzte Schut- mann Uebereder hat gestern abend das Bewußtsein wieder- erlangt und war vernehmungsfähig. Er teilt mit: Ein Wei- ter der Firma Bormann hatte die Nacht Nachtwächter in Vogelstang benachrichtigt, daß in den Räumen des Bölling- schen Kontors sich verdächtige Gestalten unbetrieben. Er sollte einen Schutzmänn, der aber außer Dienst war und sei- nen Polizeihand im Zwinger hatte. Er hörte mehrere Män- ner kommen beim Eindringen in das Kontor. Der mitgehende Weiler setzte sofort die Schalltafel ein und konnte nun beobach- ten, daß 4—5 Männer, zum Teil halb entkleidet, den Geld- schrank mit allen möglichen Instrumenten bearbeiteten.

Als der Schutzmänn in der Tür anständig wurde, gab der Verbrecher, der auf dem Geldschrank lag und dessen Tür mit einem Beil bearbeitete, drei Schüsse auf Uebereder ab. Ein Schuß drang in den Arm, ein zweiter in die Schulter. Ein Schuß durch den Rücken, dabei die Lunge durchbohrend. Uebereder ging es heute den Umständen nach gut. Die ihn begleitenden Weiler wurden durch etwa 40 Schüsse von den Verbrechern in Schach gehalten und verstoßen. Die bereits flüchtig gewordenen Verbrecher lehrten nun zurück, um ihre Überzeuge zu holen. Inzwischen wurde von den alarmierten Beobachtern die Verfolgung aufgenommen, doch litt sie sehr durch den kräftigen Regen und die Dunkelheit der Nacht.

Daß die Verbrecherjagd bei Milspe aufgegeben und nicht weiter verfolgt wurde, hatte seinen Grund darin, daß man die Spur verlor und zum Teil auch darin, daß die Verfolger misshandelt nicht den Mut hatten, die Verbrecher noch wei- ter zu verfolgen, nachdem die sämtlichen begleitenden Beamten an der Zahl zusammengebrochen waren: sie wurden alle

ammelte das Geld für meine Leistungen mit dem Gut in der Hand ein. Da ich nicht die Mittel besaß, mir selbst die billigsten Apparate zu kaufen, so standen meine Vorführungen auf sehr niedriger Stufe und meine Ein- nahmen waren dementsprechend. Aber mir genügte das glatte Leben, das ich führte, ich war ja so gleichgültig, so apathisch geworden, daß mich nichts mehr freute. Nur die Hoffnung, Julia noch einmal Auge in Auge gegen- überzutreten und mit ihr abzurechnen, hielt mich davon ab, meinem verpöhligen Dasein ein Ende zu machen. Um sie zu suchen durchstreifte ich die Schweiz, Desterreich- Ungarn und einen Teil Oberitaliens; überall dorthin, wo ich hörte, daß sich ungarische Zigeunerkapellen auf- zogen, setzte ich meinen Wanderstab.

(Fortsetzung folgt.)

mehr oder weniger schwer verletzt. Die Angaben des in- zwischen verstorbenen Verbrechers, der sich Wagn- er aus Barmen nennt, sollen total falsch sein. Als er das Bewußtsein erlangte, — er hatte mehrere Schüsse von den Beamten erhalten und war dann von seinen Helfern in den hochgehenden Empepetal geworfen worden — hat er mitgeteilt, er hätte nichts mehr zu beichten. Man darf an- nehmen, daß seine Angaben für die weitere Verfolgung we- nig Anhaltspunkte bieten, daß seine Angaben eben erlogen sind.

Bauernregeln im September.

Wenn der September noch donnern kann, so sehen die Bäume viel Blätter an. — Wenn Septemberregen den Win- ter trifft, so ist er so schlecht als Gift. — Viel Eidel in September, viel Schnee im März, ein reiches Kornjahr aller- wärts. — Witterts im September noch, liegt im März der Schnee noch hoch. — Nach September-Gewitter wird der Sommer vor Kälte zittern. — Danach hätten wir also ein schneereiches Frühjahr 1913 zu erwarten, denn dieser Tage hatten wir wieder mal ein Gewitter.

Das sicherste Schiff der Welt.

Den Dampfer „Kaiserin von Rußland“, der von der Canadian Pacific-Gesellschaft zum Verkehr zwischen Van- couver und Japan und China gebaut wurde und soeben vom Stapel gelaufen ist, wurde von dem Sachverständigen Alexander Gracie als das „sicherste Schiff der Welt“ bezeichnet. Das Schiff ist so gebaut, daß selbst vier Kom- partements voll Wasser sein können, während die Schiffs- polizei nur verlangt, daß ein Auftrieb besteht, der das Volllaufen von zwei Kompartements überwindet. Die „Kaiserin von Rußland“ ist das größte Schiff, das den Stillen Ozean befährt; sie ist 590 Fuß lang, 68 Fuß breit und 46 Fuß tief; ihr Bruttotonnengehalt beträgt 15 000 Tonnen. Das Schiff ist mit 4 Parson-Turbinen ausgerüstet und hat eine Geschwindigkeit von 20 Knoten; es ist so gebaut, daß es in kürzester Frist in einen Kreuzer verwandelt werden kann.

Merlei.

25 Jahre Geschä- Wesen. Aus Anlaß der Krupp- feier in Essen ist es gewiß interessant, zu erfahren, welche Fortschritte man allein in den letzten 25 Jahren in der An- fertigung von Kriegswaffen gemacht hat. Einige Vergleiche zwischen den damaligen und den heutigen Geschützen lassen die geradezu erstaunlichen Fortschritte am eindrucksvollsten er- kennen. Wunderwerke der Technik nannte man die 40-Zenti- meter-Kanonen, die Krupp 1885 zur Ausrüstung des Kriegs- hafens Spiez lieferte. Das 14 Meter lange Rohr dieser Kanonen wog 121 000 Kilo, das Geschöb 1050 Kilo. Es hatte eine Anfangsgeschwindigkeit von 580 Meter bei einer notwendigen Pulverladung von 394 Kilo. Der Verstoß hatte ein Gewicht von 3760 Kilo, und die Wucht des Geschöbes betrug 18 000 Meter. Das neueste Kruppische Schiffs- geschöb ist eine nur 3,55-Zentimeter-Kanone von 18,5 Meter Länge. Das Rohr wiegt aber nur 75 400 Kilo, das Geschöb nur 620 Kilo, der Verstoß nur 2000 Kilo und die Pulver- ladung nur 255 Kilo! Trotz dieser um ein Drittel geringe- ren Ladung, des fast ein Drittel geringeren Rohrgewichts und des viel mehr als ein Drittel geringeren Gewichts des Geschöbes beträgt die Arbeitsleistung über die Hälfte mehr, nämlich 27 650 Meter. Zu diesen beträchtlichen Er- folgen haben Artillerietechnik, Metallurgie und Pulverchemie gleichermaßen beigetragen. Noch vor 25 Jahren lieferte 1 Kilo des besten Pulvers eine Arbeit von 45,8 Metern, heute stellt man Pulver her, von dem 1 Kilo eine Arbeit von 103,4 Metern hervorbringt! Chemisch kam auf je 1 Kilo Rohrgewicht eine Schußleistung von 148 Meter- filogramm, heute erzielt man auf 1 Kilo Rohrgewicht eine Leistung von 366 Meterfilogramm! Leider kam eine solche moderne Kanone nur etwa 140 sichere Schüsse aushalten; immerhin auch in dieser Beziehung ein Fortschritt gegen früher, wo man nur etwa 60 bis 70 Schuß abfeuern konnte.

Einen unglaublichen sträflichen Leichtsinn beging der Fabrikarbeiter Braack in Milspe. Er lag im Fen- ster seiner Wohnung, als der Stukateur Otto dort vorbeiging, darauf schob Br. ohne jegliche Urache mit einem Tsching nach ihm und traf ihn in den Kopf. Otto mußte dem Krankenhaufe in Haspe zugeführt werden. Die Kugel konnte noch nicht entfernt werden. Br. wurde festgenommen. Er gibt an, er habe nicht treffen wollen.

Vom Spiel in den Tod. Der Abend-D-Zug 38 von Frankfurt a. M. nach München überfuhr bei der Sta- tion Winterhudebach ein auf den Schienen spielendes Kind, das sofort getötet wurde. Der Lokomotivführer wurde vor Schred vom Schlage getroffen und in Treuchtlingen tot von der Maschine gebracht.

Aus Aufregung über die verdorbene Ernte! Der Rittersgutbesitzer Rüß in Halle a. d. Saale schloß sich inmitten seiner Leute auf dem Felde, als er die durch Regen verdorbene Weizenerte sah, in plötzlicher Aufregung zwei Kugeln in die Brust. Er wurde lebensgefährlich ver- wundet.

„Rache ist süß!“ rief in einem Tanzlokal in Branden- burg ein 24-jähriger Rüssler und richtete einen Revolver auf seine ungetreue Geliebte, die er schwer verletzte.

Ein aufsehenerregender Vorfall spielte sich in Nieder-Morfweller i. E. ab. Der 19-jährige Armand Bau- mann belästigte abends das Dienstmädchen eines Oberger- neurs, worauf er aus dem Haus gewiesen wurde. Tags darauf lauerte Baumann nun zuerst der Frau des Ober- neurs auf und feuerte zwei scharfe Schüsse auf sie ab, ohne jedoch zu treffen. Nun flüchtete Baumann und kletterte sich um, um sich unkenntlich zu machen. Dann lauerte er auch dem Obergerneuer selbst auf und feuerte auf diesen ebenfalls zwei Schüsse ab, die jedoch auch fehl gingen. Auf den in die Nebgärten geflüchteten Täter veranlaßte die Polizei ein Resselreiben. Erst nach zwei Stunden gelang es, Bau- mann zu stellen, der sich im Moment der Festnahme erschöb.

Eine Rosenmontagsstragdie hat sich in Sa- genau im Elb abgepielt, wo der Leutnant Cruwell vom Dragoner-Regiment Nr. 15 seine Geliebte, die aus Vottrin- gen stammende Kellnerin Hemmersdorfer und dann sich selbst erschöb.

Ein teuurer Beitschenhieb. Vor dem Bezirksge- richt in Bursfelde bei Wien wurde der Rusische Weiringer zu 5 Jahren strengen Arrestes verurteilt. (1) Der Ange- klagte hatte in Obersdorf den Ertzherzog Heinrich Ferdinand, der in einem Automobil fuhr, durch einen Beitschenhieb ver- lezt.

Chloroform und Dynamit sind zwei gefährliche Dinge. Russische Banditen bedienen sich ihrer des öfteren bei Begehung ihrer Gewalttaten; jetzt hat ihr Vorbild in Lon- don Nachahmung gefunden. Witten in der Stadt drangen maskierte Diebe nachts in das Varietee-Theater „Hippodrom“ ein, betäubten den Nachtwächter und die Feuerwache mit

Chloroform und sprengten sodann mit Dynamit einen großen Geldschrank, aus dem sie ungefähr 20 000 Mark raubten.

Berrückte in Neapel. Die Stadt Neapel stand kürzlich viermal im Zeichen großer Aufregung, weil dort vier Berrückte ihr Unwesen trieben. Einer der Berrückten machte die ganze Stadt rebellisch. Er flüchtete vollständig nackt, aus seinem Hause, gefolgt von einer riesigen Menschenmenge, bis in die Kirche, wo er bis zur Glodenstube hinauf- kletterte, Polizisten, die ihn fangen wollten, drohte er, sich aus dem Fenster zu stürzen. Er fing an, die Sturmglocken zu läuten, auf deren Tönen alle Bewohner der benachbarten Viertel herbeieilten. Es kam vor der Kirche zu Demon- strationen gegen den Irrsinnigen, weil er nach dem Volks- glauben ein Sakrilegium verübt hatte. Als es dann ge- lungen war, des Irrsinnigen habhaft zu werden, verurteilte die Menge, ihn zu lynchen. Polizei und Militär mußte die Ruhe wieder herstellen und den nackten Mann beschützen, der dann ins Irrenhaus geschickt wurde. Ähnliche aufregende Szenen spielten sich mit den drei andern Berrückten ab, die von verschiedenen Vierteln aus Feuerwehr, Polizei und Militär in Bewegung setzten, bis man ihrer nach verschie- denen Akten der Zerkörung, und in einem Falle nach Geweh- schüssen gegen die Menge, habhaft werden konnte.

Schwere Autounfälle. — Italien. Ein mit 20 Personen besetztes Automobil aus Treviso, das auf einer Fahrt über Land begriffen war, ist umgekippt. Drei Per- sonen wurden getötet, mehrere verletzt. — In der Nähe von Vosta unternahmen 7 Personen von Turin aus einen Auto- mobilausflug nach dem Großen St. Bernhard. Als es ein- nem vorüberfahrenden Wagen ausweichen wollte, stürzte das Automobil in einen 15 Meter tiefen Abgrund. Die Tochter des Bürgermeistersekretärs Pestara war sofort tot. Graf und Gräfin Bialisti wurden lebensgefährlich, die übrigen Insassen schwer verletzt. — 5 Kilometer von Lucca ent- fernt stieß der zwischen Lucca und den Bädern verkehrende Automobilomnibus, in dem sich u. a. 10 deutsche Studen- ten und der Heidelberger Professor Settnier befanden, mit einem Dampfstraßenbahnwagen zusammen. 24 Personen wur- den auf die Straße geschleudert. Von diesen wurde ein un- bekannter Engländer und ein italienischer Marineleutnant na- mens Malvano getötet. Von den Studenten wurde Zimmer- mann aus Altenburg am Kopf lebensgefährlich verwun- det. Der Professor, der Student Grünwaldt aus Mann- heim und Fräulein Christensen aus Heidelberg erlitten leich- tere Verletzungen.

Das Unheil, das über der französischen Ma- rine schwebt, will nicht weichen; nachdem die zahlreichen Pulverexplosionen soviel von sich reden gemacht haben, ist jetzt die gesamte Mannschaft des Linienschiffs „Demotrie“ unter ziemlich schweren Vergiftungserscheinungen erkrankt. Die ersten Anzeichen der Erkrankung machten sich bei den Mannschaften nach dem Genuß von Seringen und grünen Bohnen bemerkbar.

Ein blinder Passagier. Aus Paris wird gemel- det: Bei der Einfahrt des Orientexpresszuges in den Pariser Ostbahnhof sah man am Freitag einen mit Kuh und Staub bedeckten Mann unter dem Wagen hervortreten. Er ver- suchte zu flüchten, wurde aber von den Bahnbeamten ange- halten und festgenommen. Es stellte sich heraus, daß er die Reise von Bularest nach Paris, festgeklammert unter einem Schlafwagen des D-Zuges, gemacht hatte. Sechshundertzwei- gigen Stunden lang hatte er in dieser unbequemen Lage ohne zu essen oder zu trinken ausgehalten. Der Bursche, namens Joseph Gabler aus Bularest, ist kaum zwanzig Jahre alt. Er gibt an, er habe in Belgien einen Verwandten besuchen wollen, der Spikeshändler ist. Da er kein Geld gehabt habe, sei ihm nichts anderes übrig geblieben, als die Reise als „blinder Passagier“ zu machen. Nachdem er gründlich ge- reinigt worden war, wurde er in Haft abgeführt.

Die Opiumsucht im französischen Seere greift in bedenklichem Maße weiter um sich. Erst kürzlich hat in Toulon ein Offizier seine Geliebte, die Besitzerin einer Opium- höhle, und sich dann selbst erschossen, jetzt wurde ein 26- jähriger Leutnant aus Breil verhaftet, der mit der Besitzerin eines berühmten Opiumlons eine Liebschaft gehabt und sich so dem Vaster des Opiumrauschs hingegeben hatte, daß er vollkommen unfähig wurde, seine dienstlichen Obliegenheiten zu versehen. Da er sich aber auch in große Schulden stürzte und außerdem in mehrere peinliche Angelegenheiten ver- widelt war, wurde er verhaftet und zunächst einem Hospital zugeführt.

Die Liebschaft mit Soldaten hat die 25jährige Angestellte Valentine Kron bei einer Spikeshfirma in Douai (Nordfrankreich) in eine peinliche Lage gebracht. Als man sie beim Diebstahl eines Postens Spiken erkappte, fand man bei ihr die Photographien mehrerer deutscher Soldaten sowie eines französischen Artilleristen. Das kam der Polizei sehr verdächtig vor und das junge Mädchen wurde auch wegen Spionage in Haft genommen.

160 000 englische Knabenfundschafter sind gegenwärtig in der Grafschaft Devonshire auf der Suche nach einer englischen Dame namens Evelyn Gahford, die seit zwei Monaten vermißt wird. Wer die Dame, die an- scheinend plötzlich das Gedächtnis verloren hat und planlos im Lande herumwandert, auffindet, erhält 2000 Mark.

In den Ueberschmemmungsgebieten Eng- lands geht der Wasserstand allmählich zurück, doch besteht wenig Hoffnung, ob von der Ernte noch viel zu retten ist. In Norwich wird allgemein der Tod eines jungen Selben namens Brodie bedauert. Er war der Angestellte eines Fisch- händlers und hatte nicht weniger als 82 Frauen und Kin- der innerhalb 3 Stunden aus den Kluten gerettet. Der Selbennützte erkrankt, als er versuchte, noch andere Kinder aus den überschwemmten Wohnungen zu retten.

Der Nachlaß des Gründers der Seilsarmee, William Booth, der in London mit königlichen Ehren be- stattet wurde, beträgt nur etwas über 9000 Mark, die seiner Familie zugute kommen. Kurz vor seinem Tode hatte Booth noch von einem ungenannten Freunde 100 000 Mark zum Geschenk erhalten, welche an verschiedenen Stiftungen der Seilsarmee verteilt werden sollen.

Eine Reihe von Unwettern brach über das west- liche Pennsylvanien und das nördliche Westvirginien in Nord- amerika herein. 13 Personen sind ertrunken und verschiedene werden vermißt. Auch sind dem Unwetter vermutlich zwanzig Kohlenarbeiter in Westvirginien zum Opfer gefallen. Die Eisenbahnlinien sind unterwaschen und auf einer Entfernung

Ein Erdbeben ist in Guadalupe in mexikanischen Staat Jalisco erfolgt. Zahlreiche Wohnhäuser sind zerstört worden, in allen Stadtteilen wurden Gebäude beschädigt.

Mit neuen Riesengeschützen soll der mächtige japanische Schlachtkreuzer „Kongo“, der gegenwärtig in Eng- land erbaut wird, ausgerüstet werden. Die neuen Geschütze sind von der Firma Vickers in Cumberland konstruiert und sollen bei einer Geladung von 28 Zentner die Geschütze über 20 Kilometer weit schleudern.

Der Lebensretter. „Da geht mein Lebensretter, der Dr. X.“ — „Aber du hast ihn doch nie als Arzt ge- habt!“ — „Bei meiner letzten Krankheit hat er mir ge- raten, zu einem anderen Arzte zu gehen.“

Ein triftiger Grund. Professor: „Sie sagen, daß man das Testament des Verstorbenen angefordert hat?“ — Student: „Zawohl, Herr Professor, und das Gericht kam zu der Entscheidung, daß er an Halluzinationen gelitten habe.“ — Professor: „Wie wurde das begründet?“ — Student: „Man stellte fest, daß er drei Viertel seines Vermögens seiner Schwiegermutter hinterlassen hatte.“

Dr. med. Gek. Sageni W.
 Langestr. 36. Telephon 822.
 Medico-mechan. Institut. Ortho-
 päd. Gymnastik gegen Rückgrat-
 Verkrümmungen und schlechte Kör-
 perhaltung. Behandlung von
 X-Beinen, O-Beinen und Fuß-
 beschwerden. Individuelle Be-
 handlung von Plattfüßen. Platt-
 fußeinlagen nach Gipsabdruck.

Nähmaschinen
 alle Systeme repariert
 G. Pfler, Göttingen, Kurze Str. 311.

**Verständigkeit ist die Freundin alles Guten! Die verständige Hausfrau ver-
 wendet infolgedessen „Kornfrank“.**

MAGGI[®] Suppen sind die besten!

Mehr als 35 Sorten.

Achtung vor Nachahmungen!

Stoggen, Weizen, Gerste usw.

wo zur Düngung echter Peru-Guano verwandt wurde, bekommen
 einen kräftigen, festen Halm und dabei gute und viele Körner.

Man verlange

Ohlendorff's „Füllhornmarke“

und achte unbedingt darauf, daß man diese Ware auch tatsächlich
 geliefert bekommt.

5880

Es ist zu empfehlen!

Pelz-Reparaturen und Umänderungen

mir jetzt zu übergeben, dieselben können vor Beginn der Saison
 billig und schnell ausgeführt werden.

6011

Kürschneri Julius Offszanka,

Gegründet 1858. Bochum, Buddenbergstr. 11. Telephon 1638.

Bitte!

Besichtigen Sie meine enorme Auswahl in
 schwarzen und weissen Kleiderstoffen und Seide
für Brautkleider.

Sie werden dann meine Behauptung, dass ich
 infolge der geringen Unkosten billiger ver-
 kaufe als andere Geschäfte, bestätigt finden.

Gardinen, Stores,
 Bettwaren.

fertige Wäsche,
 Weisswaren.

Diese Woche sind ausgelegt:

Ein Posten 130 cm breiter,
 blauer

Kammgarn-Cheviots

für Jackenkleider, Röcke u.
 Knaben-Anzüge
 Prachtware per Meter
 Die Stücke enthalten einige
 kleine Fehlstellen, der re-
 guläre Wert betr. ca. 4 Mk.

2⁹⁰

Ein grosser Posten
Buxkin-Reste
 bekannt billig!

Ein grosser Posten wollene
Kleiderstoff-Reste
 für Kinder-Kleider,
 darunter viele blaue

Cheviot-Reste u. Kupons
 speziell für Schulkleider geeignet,
 sehr billig!

Viele Reste für
Kostüm-Röcke
 unter Preis!

Etagengeschäft

Gustav Kaufmann

Bochum, Kortumstrasse 7,

Nur 1. Etage, schräg gegenüber Restaurant Kortum.

Königliche höhere Maschinenbauhschule
 Hagen i. W.

für Maschinenbau und Elektrotechnik.
 Beginn des Winterhalbjahres 11. Oktober. 5660
 Programm kostenfrei.

Tretbar's automatische Wagentächer.
Julius Tretbar in Grimma bei Leipzig
 Einzige Kinderwagenfabrik, welche direkt für Private
 fabriziert und direkt liefert. Verlangen Sie umsonst
 und frei meinen Fabrikat-Katalog in Kinderwagen, Sport-
 wagen, Klappsportwagen, Leiterwagen, Babybettge-
 stellen, Kinderkörben, Puppenwagenfabrikpreisliste
 wollen Puppenwagenbedürfnisse extra verlangen. Eine
 Fabrikpreisliste in Reisekörben, Rohrkoffern, Kupee-
 koffern, Wäschekörben, Industriekörben auch aller-
 hand Wirtschaftskörben verlange, wer hiervon braucht.
 Für Rohrmöbel sei meine reichhaltigste Möbel-
 empfehlung, sie enthält: Sessel, Tische, Bänke, Liege-
 stühle, Strandkörbe und anderes. Sagen Sie, welcher
 obiger Artikel meiner Fabrikation Sie gerade inter-
 essiert, ich komme Ihnen kostenlos und ohne jede
 Verbindlichkeit für Sie mit reichhaltigsten Zeichnungen
 ganz unbeeinträchtigt bei Kassakauf mit 10% Rabatt oder
 Teilzahlung geg. Kontrakt. Alles nach Ihren Wünschen.
 Schreiben Sie gefälligst an: Julius Tretbar in Grimma
 bei Leipzig. Älteste, grösste Kinderwagenfabrik Sachsens.

+ Kluge Frauen +

hüten sich vor nutzlosen Nachahmungen und verlangen bei
 Störungen sofort die echten Cito-Tropfen. Unschädlich. Garan-
 tiechem. Preis Mk. 4.50, Nr. 2 extra stark Mk. 6.50. War-
 nung v. Nachahmung. Distrikt g. Nachn. d. Chem. Laborat.
Willy Lehmann, G. m. b. H., Berlin 382 W. 36, Neue
 Winterfeldstr. 41.

Sternwollen
 sind die besten
Strickgarne

wo nicht zu haben, werden
 Bezugsquellen genannt von
Sternwoll-Spinnerei
 :: Altona-Bahrenfeld ::

Gustav David, Altona-Elbe

offert zum Engrospreise gegen Nachnahme Ersatz für
guten Bohnenkaffee zu M. 1-2.- p. Pfd.

franko jeder Bahn- und Poststation. Geschmack genau wie
 guter Bohnenkaffee. Probe franko und gratis zu Diensten.
 Lieferung in 1/2 und 1 Pfd.-Paketen, jedes Quantum von
 5 und 9 Pfd. an. Nichtgefallendes nehme auf meine Kosten
 zurück. Goldene Medaille Paris 1900.

Persil

für
Kinderwäsche
 (Wichtig-lesen!)

Das selbsttätige Waschmittel.

Unentbehrlich für jeden kinderreichen Haushalt.
 Vereinfacht und erleichtert das tägliche Waschen
 der Säuglingswäsche, macht sie

geruchfrei

und schneeweiß, selbst wenn vorher stark vergilbt. Beste
 Desinfektionsmittel bei Krankheiten.

Erprobt u. gelobt!

Nur in Originalpaketen, niemals los.

HENKEL & CO., DÜSSELDORF. Allein. Fabrik. u. d. allbeliebten

Henkel's Bleich-Soda

9000 neue rote Betten schon verkauft

1 1/2 schlüf, von echt rot d. Damenköper, je Oberbett,
 Unterbett und 2 Kissen mit 20 Pfd. neuen Halbdunen gefüllt
 zusammen nur Mk. 30. Dasselbe Gebett mit Dunen-Deck-
 bett nur Mk. 35. Herrschaftl. Damenbett nur Mk. 40.
 2 schlüf jedes Gebett Mk. 5 mehr. Verpackung frei.
 Garantie Umtausch. Katalog frei. Viele Dankschreiben.
 Bestellungen werden am Eingangstage erledigt.

Bitter & Co., Bettenfabrik, Jena 50, Unter Markt.

ACHTUNG!

50000 Paar Schuhe

4 Paar Schuhe für nur Mk. 10.

Wegen Zahlungsstockung
 mehrerer grossen Fabriken wur-
 de ich beauftragt einen grossen
 Posten Schuhe tief unter dem
 Erzeugungspreis loszuschlagen.
 Ich verkaufe daher an jeden-
 mann, 2 Paar Herren- und
 2 Paar Damen-Schnür-
 Schuhe, Leder braun oder
 schwarz, galoschirt, mit stark
 genageltem Lederboden, hoch-
 eleg. neueste Facon. Grösse
 laut Nr. Alle 4 Paar kosten
 nur Mk. 10. Versand gegen
 Angabe Rest Nachnahme.

S. Urbach's Schuh-Export
 Krakau (Oestr.) Nr. 886.
 Umtausch gestattet auch Geld
 retour.

Nur mit Rotband

Luhns
 wäscht am besten

Modesalon

aller künstlichen

Haararbeiten

konkurrenzlos in Aus-
 führung und Billigkeit

Zopf- und

Haar-Handlung

Freiurgeschäft
 für Damen und Herren.

Kronen-Parfümerie

H. Hornieck,

Steele.

Café Seene gegenüber.

Für die Reihe: Saison

alle Bäder-

und Toilette-Artikel.

Flechten

akut. u. trockene Schuppenflechte,
 ekroph. Ekzema, Hautausschlag,
offene Füße

Beinschäden, Beinschwellen, Ad-
 beins, böse Finger, alte Wunden
 sind oft sehr hartnäckig;
 wer bisher vergeblich hoffte
 geheilt zu werden, mache noch einen
 Versuch mit der besten bewährten

Rino-Salbe

frei von schädl. Bestandteilen.

Dose Mark 1,15 u. 2,25.

Dankschreiben gehen täglich ein.

Nur echt in Originalpackung

weiß-grün-rot und mit Firma

Schubert & Co., Wein-Str. 10, Dresden.

Fälschungen weisen man zurück.

Zu haben in den Apotheken.

Pflanzenbutter-

Fabr., sehr leistungsfähig, samt

Händlern, Verlangenswerten,

Vorarbeiten u. welche Pflanzen-

zucht-Marg. an Private liefern

außergew. bill. Off. in allerl.

Qualitäten machen. Gef. Antw.

mit L. K. 771 an Haasenstein

& Vogler, A.-G., Hamburg.

46

General-Hauptagenten

erhalten bei einer in Deutsch-

land genehmigten Kranken- u.

Unfallversicherungs-Gesellschaft

festen Anstellung bei gutem Ein-

kommen.

Offerten an Subdirektion der

„Unitas“, Versicherungs-Gesellschaft

Berlin - Wilhelmsdorf, Postfach

Strasse 17.

Strebsamer Mann

für dauernd z. Übernahme

einer Verbandsstelle in jed. West-

geh., ganz gleich, ob in Stadt

od. Land wohnt. Kein Risiko

u. ohne Aufgabe des Berufs.

Eintommen monatl. 350 Mk.

Nur ehl. wenn auch ein. Leute

u. berücksichtigt. Antw. mit

„Verbandsstelle“ an Hand u. G.

Klein u. Hahn.

6355

Restegeschäft

wird antändigen Leuten unter

günstigen Bedingungen einge-

richtet. Anzahlung erforderlich.

Laden nicht notwendig. 1897

Offerten unter D. C. 8180

Rudolf Möffe, Dresden.

Wegen Erkrankung des jetz-

gen baldigst ein

Mädchen

gefrucht, das auch Gartenarbeit

versteht. Freundl. Behandlung

guter Lohn.

3390

Frau Samptl. Sprungmann,

Saarländ.

Mutter.

Bittgesuche an den Kaiser

laufen fortwährend ein, täglich ungefähr 100 im Durchschnitt, aber ihre Zahl steigt auf das Doppelte und dreifache, wenn größere Feste, wie Weihnachten, Konfirmation usw. bevorstehen. Da soll der Kaiser überall hin; jeder meint, er sei so ziemlich der einzige, der da bittet, aber man sieht, gar manche Hoffnung muß getäuscht werden. Natürlich kann der Kaiser die Hunderte von Briefen nicht selbst öffnen und lesen, dennoch irrt man, wenn man annimmt, daß auch nur ein einziger Brief, und sei er ohne Wissen der Eltern von Kinderhand geschrieben, unbeachtet bleibt. Es gibt im Zivilkabinett des Kaisers ein besonderes Ressort, welches alle Bittgesuche bearbeitet. In der Regel wird bei den zuständigen Polizeibehörden nach Wahrheit und Dichtung geforscht, wobei nur zu oft die „Dichtung“, die falsche Darstellung der Verhältnisse, die Selbstverschönerung des Anglücks an den Tag kommt. Aber wo wirkliche Not ist, wo keine anderen Hilfsquellen sind, da greift der Kaiser ein, und er tut es gern und schnell. Die Gesuche und Berichte, welche seine Beachtung verdienen, werden ihm täglich vorgelegt, er macht am Rande seine Bemerkung dazu, sagt ja oder nein oder fordert noch weitere Erkundigungen, und so hat mancher schon die Unterstützung des Kaisers erhalten. Diese besteht aber durchaus nicht immer in Geldspenden, sondern vielfach auch in anderen Geschenken, in Gewährung einer Ausbildungsmöglichkeit oder einer Stellenversorgung, Aufnahme in einer Stiftung usw. Denn es sind nicht bloß arme Sünder, die sich an den Kaiser wenden, sondern oftmals auch Personen höherer Stände, verarmte Arme, Offizierswitwen, Beamtentöchter usw.

* Die Deutschen bei Borodino.

Bei Borodino, der großen Entscheidungsschlacht Napoleons im russischen Feldzug, die leider nicht die Entscheidung brachte, bei diesem blutigen Kampf seit der Erfindung des Schießpulvers, der mit dem ersten Auftreten der großen Armeen auf einige russische Verschanzungen am 5. September 1812 begann und am 7. September in einem erbitterten zwölfstündigen Ringen ausgefochten wurde, haben auch Tausende von Deutschen ihr Leben lassen müssen. An entscheidenden Punkten der Schlacht haben die Westfalen, Württemberger und Sachsen rühmlich eingegriffen, und auch bei den großen, wild-wirren Reiterangriffen Murats spielen die deutschen Kontingente eine große Rolle, da sie einen sehr großen Teil der Kavallerie gestellt hatten. Zuerst waren es die Westfalen, die auf dem rechten französischen Flügel zwischen das polnische Korps des Fürsten Poniatowski und dem Marschall Ney zur Verstärkung eingeschoben wurden. An dem heißesten Ringen des ganzen mörderischen Kampfes um die verschanzte Hauptstellung der Russen bei Semenovskoe, wo die Russen den verlorenen Posten wieder eroberten und von neuem daraus vertrieben werden mußten, nahmen sie teil. Paul Holzhäuser führt in seinem trefflichen inhaltreichen Werk über die Deutschen in Rußland 1812 den Bericht des Führers des westfälischen Korps, des General von Döhs, an, um diese Episode zu schildern: „Während des Vorrückens machten mehrere Kürassierregimenter heftige Choks auf die Westfalen, um ihnen das Vorgehen zu verwehren. Diese wurden zwar dadurch im Vorrücken aufgehalten, bildeten aber schnell Karrees und schlugen die Angriffe der zahlreichen Kavallerie mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit ab, so daß dieselbe nicht wiederkehrte. Die westfälische Artillerie wirkte hierbei kräftig mit.“ Nach der Eroberung der Schanzen, kam es dann noch gegen 3 Uhr nachmittags zu

dem furchtbaren Kampf um den Wald bei Semenovskoe, wobei die Westfalen im Sturmschritt unter dem heftigsten Widerstande den Feind verjagten und die Anhöhe nahmen, von welcher das feindliche Geschütz eiligst abzog. „Dieser letzte Angriff, welcher gegen fünf Uhr abends stattfand, kostete viel Menschen, war aber entscheidend. Auf jener Anhöhe konnte man übersehen, daß die Schlacht gewonnen war. Dem kämpfenden Krieger erweckte diese Ueberzeugung am Abend eines so blutigen Tages Gefühle, welche sich nicht schildern lassen.“ Bei der Eroberung der Bagration-Schanzen, die diesen Ehrennamen von dem in der Schlacht getöteten russischen Feldherrn erhalten hatten, zeichneten sich die Württemberger aus. Kompliziert wurden diese Kämpfe durch die Reitergefechte, bei deren chaotischem Durcheinander die Russen die Schanzen unbedingt wiederzugewinnen suchten. In diesem kritischen Augenblick geriet der Führer der französischen Reiterei Murat, der König von Neapel, mitten unter russische Kürassiere und wurde nur mit Mühe von den Württembergern aus der Gefangenschaft befreit. Er hatte sich, wie Stadtmayer berichtet, in die Schanze geflüchtet und hier seinen bunten Federgehäuteten Hut abgenommen, um den Feinden weniger kenntlich zu sein. Den Mut der deutschen Jäger, die ihn verteidigten, suchte er durch Zureden noch mehr anzufeuern. „Da der König jedoch nicht gut oder beinahe gar kein Deutsch konnte, so klangen seine ermunternden Worte: „Ah, brav Jäger, brav Jäger, scheuß, scheuß, Jäger!“ sehr komisch.“ Den blutigen und gefährlichen Posten aber hatte die sächsische Kürassierbrigade eingenommen, die dem verheerenden Artilleriefeuer des Feindes am stärksten ausgesetzt war. Mit Jubelrufen ging sie in den Kampf. „Sie wurde wohl Napoleon aufdringlicher und mit mehr Begeisterung ein Lebehoch gebracht, als in diesem Augenblick von uns“, berichtet v. Meerheim. „Es mochte sieben Uhr herangekommen sein, als die nun schon allgemein gewordene Schlacht auch uns zur Prüfung rief. In gleicher Ordnung wie bisher stiegen wir von der Höhe herab und hatten im Trabe sehr bald die nächst vorliegenden erreicht. Hier kamen schon die ersten Stützungen in unsere Reihen; dafür ward uns aber auch der Vorteil, die volle Schlacht des Zentrums nun gänzlich vor Augen zu haben, wiewohl alles, vom dicksten Pulverdampf umhüllt, nur ein Hin- und Herwogen dichtgeschlossener Massen gegen die feindlichen Höhen darstellte, unter gegenseitigem Gebrüll von mehreren hundert Gewehrfländen und jetzt schon sehr vernehmbarer Kleingewehrfeuer. Ein entsetzliches Feuer aller Art Geschosse bewies uns nimmehr, daß wir auf diesem Punkte jetzt der einzige Gegenstand des Feindes waren, weshalb wir, je eher je lieber, unsern passiven Zustand zu verlassen und zu attackieren wünschten.“ Noch lange mußten sie sich so nieder-mähen lassen, bis endlich die Attacke mit furchtbarer Wut erfolgte. „Das Bajonett raffte viele unserer Leute hinweg, doch machten sich dafür unsere Säbel wohl um das Dreifache bezahlt. Kaum war ein feindliches Karree nieder, so war auch ein anderes schon wieder so nahe, daß wir in ununterbrochener Mordarbeit bleiben mußten.“ Unendlich viel hatten noch die sächsischen und westfälischen Kürassiere zu leiden. Stundenlang waren sie einem starken Granaten- und Kartätschenfeuer ausgesetzt, in dem die Reiter halten mußten, während die Vorder- und Hinter-männer stürzten und den Pferden die Köpfe abgerissen wurden. „Da fortwährend Leute und Pferde erschossen wurden“, erzählt Roth v. Scharfenstein, „so war die Mannschaft mit dem Abzählen zu Dreien beschäftigt, und es hörte dieses Abzählen von Seiten der Mannschaft, eigentlich gar nicht auf. Das Schicksal, sich wehrlos zerschmettern lassen zu müssen, widerfuhr auch den Banern

und Sachsen der Division Chastel vom Grouchy'schen Korps. Ihre letzte größte Heldentat verrichteten die sächsischen Reiter bei dem letzten entscheidenden Angriff auf die Ranevsky-Schanze, der mit der endlichen Erstürmung des Wertes auch die Schlacht endete. Der Zustand der Schanze bewies nachher, wie grauenvoll das Schlachten gewesen. „Was die Phantasie sich Entsetzliches denken kann, so gibt Brandt diesen Eindruck wieder, — es wird durch das, was man hier sah, übertroffen. Menschen, Pferde, Lebende, Verwundete, Tote — aber sechs bis achtfach übereinander, deckten weit und breit die Auen zu derselben, hatten die Gräben ausgefüllt und lagen ebenso im Innern übereinander.“ Als gegen 6 Uhr überall französische Disziplin und Kriegstüchtigkeit über russischen Opfermut und tapfere Fähigkeit gesiegt hatte, bot das Schlachtfeld den grauigsten Anblick. Waffen aller Art, Geschütze, Wagen usw. bedeckten das Feld. Ein betäubender Verwundungsgeruch stieg von den Toten und den aufgebundenen Pferdeleibern empor. Unter den wüsten Haufen der Gefallenen richtete sich hier und da ein Verwundeter auf. Noch nach Wochen sollen Verwundete auf dem Schlachtfeld umhergetroffen sein, die von dem stinkenden Fleisch der Aeser ihr Dasein fristeten.“

Die Frau als Alpinistin.

Wie in allen Gebieten des Sports, so hat sich die Frau heute auch im Alpinismus eine achtunggebietende Stellung errungen und wetteifert in Kühnheit und Zähigkeit des Bergsteigens mit dem Manne. Freilich ist das erst eine Errungenschaft der neueren Zeit, wenngleich es immer einzelne Vertreterinnen des schöneren Geschlechts gegeben hat, die seit der kaum hundertjährigen Entdeckung der Alpenwelt für den Sport an der Eroberung der schwierigsten Gipfel teilgenommen haben. Vor hundert Jahren war der Mann als Alpenwanderer eine Seltenheit; eine Besteigung der Gebirge durch Frauen hielt man für ganz unmöglich. So erregte es schon großes Aufsehen, als 1810 die Kaiserin Josephine den Aufstieg von Chamoni nach Montener unternahm, einen außerordentlich leichten Weg, auf dem sie sich aber von nicht weniger als 68 Führern und Trägern begleiten ließ. Hielt man schon einen solchen „Spaziergang“ damals für eine große Tat, so erregte es die höchste Bewunderung, als im Jahre 1838 eine junge Dame als erste den Mont Blanc erklimmte. Sechs Führer und sechs Träger begleiteten sie, aber sie ließ sich bei dem Aufstieg nicht anseilen, eine Verwegenheit, die noch heute das Kopfschütteln manches erfahrenen Alpinisten hervorrufen würde. Für die Bedürfnisse des Magens war reichlich gesorgt. Die Expedition führte mit sich: 24 Hühner, 3 Schinken, 2 große Stücke Kalbsfleisch, 6 Brote, jedes zu 4 Pfund, 18 Flaschen guten Wein, außerdem noch eine Menge Ledereien und andere Geware. Bevor sie ihren Weg antrat, machte die „Braut des Mont Blanc“ — ein Ehrenname, der ihr allgemein beigelegt wurde — ihr Testament. Sie zeigte große Ausdauer, hatte aber beim Aufstieg so große Schwierigkeiten zu überwinden, daß nur die höchste Anspannung ihres Willens sie bis zu Ende aushalten ließ. Mit 77 Jahren ist diese ewige Bergesbraut gestorben. Noch mit 69 unter-nahm sie die sehr schwierige Besteigung des Oldenbors in einer Krinolinen- und mit Halbschuhen. Heute ist man nicht mehr so verwegen, dafür gehören aber auch gute Leistungen von Alpinistinnen nicht zu den Seltenheiten. Es gibt Frauen, die sich ganz dem Reiz der Alpengipfel und ihrer Bezwingung verschrieben haben, wie jene französische Alpinistin Mme. Maige, die nur einen Alpinisten heiratete und sich nur auf den Alpen trauen lassen wollte. Und ihr Gatte erfüllte wirklich die an ihn ge-

Das Loch im Mermel.

Humoreske von Friedrich Thieme.

(Nachdruck verboten.)

„Heiraten? Um! Warum nicht? Sehe ja die Notwendigkeit ein. Du wirst immer älter, und die Wirtschaft wird dir zu viel! Müdest auch die bekannten Entleerungen auf den Knien schaukeln, begreife das! Über woher gleich eine Frau nehmen, die mir gefällt, und der auch ich gefalle?“ „D, dafür fände sich schon Rat.“ „Du hast freilich gut reden, liebe Mutter. Du hast einfach den Bruder der besten Freundin geheiratet. Aber ich — ein Sondergelehrter, weltunfugig, mädchenberzen-unerfahren.“ Doktor Wendler fragte sich hinter den Ohren. Die Mutter lächelte. „Du kannst es ja machen wie ich“, besetzte sie. „Kannst ja auch die Tochter meiner besten Freundin heiraten.“ „Von wem sprichst du?“ „Von Lisbet Nagel.“ „Witte, die ist ja acht Jahre jünger als ich.“ „Das ist ja das Beste“, riefte Frau Wendler. „Sie muß jetzt zwanzig alt sein, und ihre Mutter würde es nicht ungern sehen — der Vater auch.“ „Aha — Herr habt wohl schon.“ Der Privatdozent drohte der würdigen Dame schalkhaft mit dem Finger. „Belleidlich. Gefällt dir Lisbet nicht?“ „Ich habe sie ja nur als Vadriss kennen gelernt — da erziehen sie mir allerdings als ein prächtiges Geschöpf.“ „Da ist ihr neuestes Bild. Ich habe es soeben von ihrer Mutter erhalten.“ „Aha — hm, ein wirklich hübsches Mädchen. Und offenbar recht lebenswürdig. Die könnte mir schon gefallen, wenn sie sonst meinen Anforderungen an das ewig Weibliche entspricht.“ „So reise hin und lerne sie kennen — man wird dich mit Freuden aufnehmen.“ Je mehr Doktor Wendler über diesen Vorschlag nach-dachte, umso besser sagte er ihm zu. Er kam immer und immer wieder darauf zurück, und endlich entschloß er sich zu der Reise. „Wenn ich nur recht komme“, meinte er noch besorgt beim Einsitzen in den Waggon. „Darauf kannst du dich verlassen“, beruhigte ihn die Mutter. Und der Doktor dankte ab.

Das Protogramm hatte nicht gelogen — Lisbet war ein außerordentlich hübsches Mädchen. Etwas schüchtern wie er, und sie fühlte sich dadurch beeinflusst. Man setzte voraus, daß er als Spezialist für Literatur an diesem Stoff besonderes Interesse nehmen müsse, und Rechtsanwalt Nagel, Lisbets Vater, lenkte das Gespräch gleich am ersten Abend auf die moderne Literatur. Das gab der jungen Dame Gelegenheit, ihre Veleftheit im besten Sinne zu zeigen. Es war erstaunlich, was sie alles wußte und gelesen hatte. „Sie wissen ja mehr als ich“, erklärte Doktor Wendler lachend — aber nicht gerade mit behaglichem Nachden, denn es war reiner Gedächtnisstrom, während die Urteile Lisbets, wenn sie auch schüchtern ausgesprochen wurden, darum nicht weniger scharf und nach aussäuelen. Nach der Literatur wurde die Frauenfrage erörtert und danach musiziert. Lisbet spielte mit ziemlicher Gelvandtheit, aber ohne eine Spur wirklichen Talents. Endlich wurden auch noch ihre Malereien besichtigt — herzlich unbedeutende Kritzeleien — dachte Doktor Wendler und faßte sein Urteil, als er sich allein in dem kleinen Zimmer befand, dahin zusammen: „Schade um das nette Mädchen, daß sie die Erziehung der höheren Töchter nach Schema F erhalten hat. Ich glaube, sie war aus besserem Holz geschnitten.“ Seine Entscheidung war denn auch bald gefällt, und er schrieb an seine Mutter: „Depechiere um Gotteswillen, ich müße eines Amtsgeschäfts wegen schleunigst nach Hause. Für deine Lisbet muß ich mich bedanken.“ Das war an einem Sonnabend — vor Montag konnte das Telegramm nicht eintreffen. So mußte er, wohl oder übel, noch einmal einen Sonntagsausflug über sich ergehen lassen. Auf dem Heimweg wurden sie von einem schweren Unwetter überrascht und mußten in einer Waldwärterhütte Schutz suchen. Dabei hatte Wendler noch das Unglück, sich an einem Dornbusch ein Loch in den Mermel seines Rocks zu reißen. „D, wie unangenehm, so kann ich mich ja gar nicht zeigen lassen.“ „Wenn wir nur Nadel und Zwirn auftreiben, so stopfe ich Ihnen das Loch so gut, daß man gar nichts sehen soll“, bemerkte Lisbet.

Und erstaunt blickte Wendler auf. Es schien ein ganz anderer Geist über das Mädchen gekommen zu sein. Lisbet bat um seinen Rock, und nachdem sie diesen am Feuer getrocknet und von dem Wärrer Nadel und Zwirn erhalten hatte, machte sie sich über das Loch im Mermel her. „Da sehen Sie, Herr Doktor — nicht wahr, kaum noch wahrzunehmen?“ Und in der Tat, man sah kaum die Spur des Risses! Wendler fühlte sich behaglich wie nie, gab seiner Bewunderung gebührenden Ausdruck und fragte, kurz entschlossen, ob sie beide den Herzenswunsch ihrer Mütter erfüllen wollten. „Ach, Herr Doktor, Sie täuschen sich in mir“, schluckte das junge Mädchen. „Es ist alles nur — Schein! Sie halten mich gewiß für recht belesen und gelehrt und klug, und denken, Sie bekommen eine Frau, die auch geistig zu Ihnen paßt!“ Das hatte er nun allerdings nicht gedacht. Wer er war zu höflich, es zu sagen. „Und?“ fragte er nur erwartungsvoll. „Ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Ihre Muttersagen sind falsch — ich hasse nichts mehr als die Klavier-spieleri und die Malerei und all das Zeug — und ich bin dumm, entsetzlich dumm! Ich verstehe gar nichts von all dem gelehrten Kram. Aber Mutter meinte, ich müße mich als Mädchen von Bildung zeigen. Seit der Brief Ihrer lieben Mutter eintraf habe ich in einem fort gelernt und geübt. Aber ich will Sie nicht irreführen — ich mag lieber lachen und wirtschaften, und bin vielleicht auch sonst gerade nicht auf den Kopf gefallen — aber alles, was Sie von mir erwarten, kann ich nicht und habe auch nicht viel Vergnügen daran!“ Da drückte Wendler freudig ihre Hand und rief: „Gott sei Dank — so eine Frau, wie du bist, will ich ja gerade haben!“ Zu Hause angekommen, fanden sie die Depeche der Mutter vor. „Hans, ein Telegramm“, rief Lisbet betrübt, „du sollst sofort abreisen — ach, das ist schrecklich!“ Da lachte Wendler, umarmte und küßte sein Bräutchen, zerriß die Depeche und sagte: „Mein, mein Lieb — ich bleibe! Die Depeche ist erledigt.“ „Erledigt? Woburch?“ „Durch — durch das Loch im Mermel. Soaleich werde

gestellten Forderungen; im Februar 1909 wurden diese beiden Gebirgshufschuiler in der Kapelle des Hospizes von St. Bernhard, von dem Vater Chanoux, der selbst ein erfahrener Alpinist ist, getraut. Die Hochzeitsreise traten die beiden Neuvermählten über die weiten Schneefelder hin vom Hospiz aus auf Skis an. Vor einigen Jahren fesselte ein Wettbewerb um die höchste erklimmene Höhe, den zwei Frauen untereinander ausfochten, die Aufmerksamkeit aller Alpinisten. Die bekannte Bergsteigerin, Mrs. Bullock-Wortmann war im Himalaya auf einen Gipfel von 7050 Meter gestiegen und Miß Annie Peck in den Anden auf einen Berg, den Huastaran, dessen Höhe sie mit 7300 Meter angab. Aber ach, diese Höhe wurde angefochten; Geographen stellten fest, daß der Huastaran nur 6900 Meter hoch ist, und Mrs. Bullock-Wortmann hatte gesiegt.

* Ein Charakterbild des neuen Mikado.

Yoshihito, der neue Kaiser von Japan, hat erst seit kurzem seine Regierung angetreten und es interessiert die Welt, nähere Einzelheiten vom Leben und Wesen dieses neuesten Monarchen zu erfahren. Authentisches Material bringt darüber ein Aufsatz des „Publico Ledger“, aus dem uns die äußere und innere Erscheinung des Mikado lebendig entgegentritt. Auf einem schlanken, schmalbrüstigen Körper mit dünnen Schultern und etwas gebrechlichem Aussehen ruht ein abnorm großer Kopf, dessen schwarzhaarige Augen, dessen hartes schwarzes Haar, ein etwas düsterer Ausdruck und vorgeschobene Kinnbacken an seinen großen Vater erinnern. Als dritter Sohn Mutschitos, dessen Mutter zudem nicht die Kaiserin, sondern eine der Nebenfrauen, die Gräfin Yanagawara, war, hatte er zunächst keine Aussicht auf den Thron. Er war schwächlich von Jugend an und litt, wie seine Brüder, an jener Gehirnkrankheit, die das traurige Erbteil der wenigen herrschenden Familien des Landes ist und von der die niederen Stände verschont sind. Während seine beiden älteren Brüder starben, war seine Konstitution widerstandsfähiger, genug, um die Anfälle der Krankheit zu überwinden; er ist, je älter er wurde, immer kräftiger und gesünder geworden und heute mit seinen 31 Jahren merkt man wenig mehr von den schweren Fährnissen, von denen sein Organismus bedroht war; höchstens eine gewisse Nervosität ist ihm geblieben. Nachdem er 1887 zum Thronerben bestimmt und 1889 feierlich als Kronprinz proklamiert worden war, wurde seiner Erziehung die größte Aufmerksamkeit zugewendet. Er besuchte die Adelschule, ein Erziehungsinstitut, das den Prinzen und Aristokraten vorbehalten ist, aber doch immerhin als öffentliche Anstalt erscheint, während früher die königlichen Prinzen in strengster Abgeschlossenheit von anderen Kindern ihre Erziehung erhalten hatten. Der jetzige Mikado dagegen wurde als ein Schüler unter Schülern betrachtet, besaß keine Vorrechte vor den anderen und er, der Nachkomme der Götter, der einst selbst ein Gott, hatte sich völlig der Schulacht zu fügen. So wurden in Yoshihito soziale und demokratische Ideen entwickelt, die seinem Vater noch völlig fremd gewesen waren. Dieses völlige Herabsteigen zu den Sterblichen, dieses sich Mischen unter die Mitmenschen, das das Leitmotiv seiner Erziehung bildete, hat ihn im Verkehr viel jovialer und zugänglicher gemacht, als der verstorbenen Mikado war, der mit seinen Untertanen nur durch die Mittlerchaft seiner Beamten verkehrte. Yoshihito ist dem Empfinden des Volkes näher getreten, als man es je in Japan für möglich gehalten, und das wird in den Grundformen seiner Regierung zum Ausdruck kommen. Nachdem er die Adelschule besucht hatte, erhielt der Kronprinz noch den besonderen Unterricht des Generals Ota, dem ein Sprachgelehrter Adachi beigegeben war. Durch ihn hat der jetzige Mikado Deutsch, Englisch und Französisch trefflich sprechen gelernt. Die militärische Ausbildung durch General Ota fand ihren Abschluß in der Ernennung des 16jährigen Prinzen zum Obersten der japanischen Armee. Die Jugend und Ausbildung Yoshihitos ist in verhältnismäßig großer Unabhängigkeit verlaufen. Er besaß von Kindheit an seinen eigenen Palast, freilich in der Nähe der kaiserlichen Residenz, aber doch von einem eigenen großen Park umgeben. Hier verbrachte unter der Aufsicht eines Kanzlers und dreier Hofmeister und bei einer jährlichen Umanage von 50 000 Yen der Kronprinz seine Schulzeit und die Jahre seines Jünglingsalters. Die Freiheit und Ungebundenheit, die ihm im Gegensatz zu dem strengen Zeremoniell gewährt wurden, trugen ihre schönen Früchte in der Kräftigung und Stählung seines Körpers. Der zarte gebrechliche Prinz hatte seinen Turnplatz, seine Regehbahn, seine Nähe zum Tennisspielen

und Bogenschießen, seine Regehbahn, seine Fischweier. So wurde in ihm die Liebe zum Sport, die Freude an der Bewegung im Freien groß gezogen, die seinen Thron so streng verboten gewesen. Im frühlichen Spiel mit seinen Schwestern, Vettern und anderen jugendlichen Gefährten verbrachte er seine Tage und wurde kräftig und stark, ein blühender Jüngling, von dem man nicht ahnte, daß ihn die Werte als Knaben schon aufgegeben hatten. Neben der körperlichen Ausbildung ward die geistige nicht vernachlässigt. Wie sein Vater liebte Yoshihito die Literatur und fühlt sich selbst als Dichter. Er macht Verse in Japanisch und Chinesisch und ist in den Schriften der beiden Schwesterländer sehr bewandert. Bedeutsam ist der europäische Einschlag in seiner Entwicklung; auch darin übertrifft er seinen Vater, der doch immer noch „ein heimlicher Japaner“ war. Der neue Mikado trägt als gewöhnliche Haus toilette europäische Kleidung; sein 1906 erbauter dreistöckiger Palast ist ganz europäisch; er hat auch nicht mehr mehrere Frauen, sondern nur noch eine, und bei der Wahl der heutigen Kaiserin war nicht so das eiserne Gesetz der standesgemäßen Familie, als die Gesundheit und Schönheit der Braut maßgebend.

Ein historischer Riesenbart.

Im Museum zu Augsburg befindet sich ein Männerbart von ungewöhnlicher Länge und ehrwürdigem Alter. Er reicht dem Träger, wie aus unterm Bilde, das nach einer Photographie seines Grabdenkmals an der Pfarrkirche zu Braunau a. J. hergestellt, zu ersehen ist, bis zu den Knöcheln. Der Bartträger war der Ratsherr Hans Steininger, der am 28. September 1567 in der vorbenannten Stadt gestorben ist. Die Chronik besagt, daß Steininger durch seinen Bart den Tod gefunden habe. Er habe sich,



als er eine Treppe hinaufstieg, auf den Bart getreten, sei gestürzt und dadurch tödlich verletzt worden. Nach seinem Tode wurde ihm der Bart abgenommen und als Reliquie aufbewahrt. Die Stadt Braunau hat Verhandlungen eingeleitet, um das historische Reliquium in ihren Besitz zu bekommen. Bereits in der nächsten Zeit soll der Bart durch den Bürgermeister von Braunau feierlich von Augsburg an die Stätte zurückgebracht werden, an der diese Mannesier einstins die Bewunderung der Frauen und den Reiz der Männerwelt erregte.

jüdischen Republik. Obgleich 119 Jahre alt, ist das Dokument im Zustande tadelloser Erhaltung; es ist 15:25 Zentimeter groß und trägt den Stempel des Nationalarchivs und die Kassettensumme, unter der es eingereiht war. Gefunden wurde die merkwürdige Reliquie von einem Schneider in Washington, der in einem alten Koffer nachtrante. Dieser Koffer stammte aus dem Besitz seines Schwagers Armand Laag, der 1873 aus Villerfranche nach Amerika ausgewandert war. Laag hatte das Dokument von dem Sohn des Revolutionskämpfers Henri Samson empfangen, der am 16. Oktober 1793 das Gallobel der Guillotine auf das Haupt der Königin niederkam.

Der Todesprung für die Filmfabrik.

In Budapest sah man den 16jährigen Bürgerschüler Kowall einen Pfeiler der Franz-Josefbrücke erklimmen. Dort entleerte er sich, bis er nur mehr eine Schwimmhose an hatte. Die Feuerwehr entbande eine Abteilung und auch mehrere Boote nahmen unter der Brücke Aufstellung. Eben setzten zwei Feuerwehrleute eine Seileiter an, um den jungen Mann von dem Pfeiler herabzuholen, als er mit einem meisterhaften Kopfprung sich in die Tiefe stürzte, sich dreimal überschlug und dann mit dem Rücken aufs Wasser fiel. Er verschwand spurlos in den Wellen. Das kinematographische Bild hatte unter dem Titel „Budapester Sport“ aufgeführt werden sollen. Die Polizei verhaftete den Budapestler Vertreter der Filmfabrik Albert Kollisi und dem Photographen Adler, die das Angebot des Schülers angenommen und ihm für die Ausführung des Todesprungs in die Donau 250 Kronen versprochen hatten. Gegen beide wird das Verfahren wegen fahrlässiger Tötung eingeleitet werden. Die Aufnahmen wurden beschlagnahmt.

Was ein Student den Staat kostet.

Im Etat der preussischen Universitäten wurden allein als Staatszuschuß im Jahre 1911 an ordentlichen und außerordentlichen Mitteln 19 766 559 Mark bereitgestellt. Die übrigen Einnahmepositionen, Stiftungen, eigene Einnahmen usw. der genannten Hochschulen beliefen sich nur auf Mark 5 285 575. Aus der durchschnittlichen Studentenzahl des Jahres 1911 gemessen, leistete der Staat für jeden Studenten einen Zuschuß von 736,50 Mark. Greifswald, Königsberg und Kiel kommen dem Staat am teuersten zu stehen. Für einen Greifswalder Studenten bezahlte der preussische Staat im verfloßenen Jahre durchschnittlich 1584 Mark, während jeder Studierende in Königsberg ihm eine Ausgabe von 1269 Mark, in Kiel eine solche von 1196 Mark verursachte. Für einen Galleiser Studenten wurden im gleichen Jahre 1106 Mark, für jeden in Breslau immatrikulierten Studenten 1041 Mark

Ein merkwürdiger Beruf.

Die Liste der seltsamen Berufsarten hat durch einen hiederen Londoner, der sich als Retter der Alkohol vergifteten Menschheit etabliert hat, eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren. Mit einer kleinen Flasche Ammoniak ausgerüstet, wandert er Tag und Nacht in den Straßen der englischen Metropole herum und hält fleißig Ausschau nach den schwankenden Gestalten, die ihre liebe Not haben, sich im Gleichgewicht zu erhalten. Und den Bemühungen der Temperenzgesellschaften zum Trotz fehlt es dem Menschenfreund auch nicht an hilfsbedürftiger Rundschaft. Sobald er einen Passanten erspäht, der, im Zickzackurs steuernd, vom rechten Weg abzukommen droht, stürzt er sich unverzüglich auf ihn und hält ihm seine Flasche Ammoniak, das bekanntlich die Eigenschaft besitzt, die Geister der Trunkenheit zu bannen, unter die Nase. Seine Zuverlässigkeit wird dem hilfsbereiten Retter freilich nicht immer nach Verdienst gelohnt. Er gerät nur allzu oft an den Unrechten und heimt so neben einem klingenden Lohn, der sich im Durchschnitt auf vier bis fünf Mark (?) berechnet, auch ungezählte Ohrfeigen und Fußtritte ein. An Fest- und Feiertagen geht das Geschäft begreiflicherweise am besten, und gelegentlich der großen Nationalfeste glückt es dem Manne sogar zuweilen, seinen normalen Tagesverdienst zu verdoppeln.

Ein neuer Schritt vorwärts im deutschen Luftfahrwesen.

Militärische Fliegerkreise, in erster Linie auch das preussische Kriegsministerium, drängen einer Erfindung des Ing. Rutschinski in Braunsberg i. Ostpreußen großes Interesse entgegen, durch die eine völlige Umwälzung der Motorenfrage, im weiteren vielleicht auch des ganzen Dampfmaschinenwesens in Aussicht gestellt scheint. Es handelt sich um eine Gasturbine, d. h. um eine Explosionsturbine, die infolge der vollkommenen Vergabung des Brennstoffes und seiner Selbstzündung absolute Betriebsicherheit und, damit denkbar geringster Reibung, und damit wegfallenden Verschleißes der Maschinenteile, praktisch unbegrenzte Ausdauer im Betriebe gewährleistet. Leichtes Gewicht, leichte Handhabung, Raum- und Personalersparnis, Geräusch- und Rauchlosigkeit sind weitere Vorzüge der neuen Turbine, die mit allen Gasen und flüssigen Brennstoffen angetrieben werden kann (was uns endlich vom Auslande unabhängig macht) und deren Ölverbrauch minimal ist, da sich an ihr fast keine zu schmierenden Teile befinden. Die Konstruktion einer brauchbaren Explosionsturbine, nach der sich die technische Welt seit langem sehnzt, ist eine Tat von ungeheurer Tragweite, insbesondere für Flugzeuge. Auch die Generalinspektion des Militär-Verkehrswesens bringt dem neuen Unternehmen, das sich jetzt unter Führung des Grafen Wilhelm Arco, des Abgeordneten Erzberger, des Hauptmanns Dr. Hildebrandt u. a. zu einer Explosionsturbine-Studien-Gesellschaft m. b. H., mit dem Sitz in Berlin, verbündet hat, hohes Interesse entgegen. Die in Braunsberg bereits bestehende Fabrik soll mit einer Kapitalaufwendung von 150 000 Mark ausgebaut werden. Patente sind dem Erfinder bereits in Deutschland, Frankreich, England, Belgien, Dänemark und Kanada erteilt worden; angemeldet sind sie in Schweden, Norwegen, Amerika und Japan.

Allerlei Weisheit.

Bei der Hamburger Cholera-Epidemie 1890 erkrankten von den 6000 dortigen Tabakarbeitern, die sämtlich stark Raucher waren, nur 8 an der Cholera, und nur 2 derselben starben. — Die Sterne der Milchstraße sind 22 000 Lichtjahre von uns entfernt. Der entfernteste Himmelskörper ist aber nach unserer neuesten Kenntnis der Spiralnebel in den Jagd hunden, dessen Licht sich schon 6 1/2 Millionen Jahre unternimmt befindet. — Für Los Angeles in Kalifornien wird gegenwärtig eine Wasserleitung gebaut, die 380 Kilometer lang ist und 100 Millionen Mark Kosten verursacht. — Die jüngsten wissenschaftlichen Statistiken schätzen die Zahl der heute bekannten Pflanzen auf 176 000 Arten. Darunter befinden sich allein 40 000 verschiedene Pilze, 2500 Nadelbäume, 3500 Farne, 14 000 Algen, 7500 Moose, 5500 Flechten. — Der bewegte See beträgt die Wellengeschwindigkeit die eines Schnellzuges.

beigeleitet. Das Jahresstudium eines Göttinger Musenjahres kostet der Allgemeinheit 887 Mark. Billige Studenten unterhält der Staat in Berlin mit 725 Mark Ausgabe pro Kopf, in Bonn mit 638 Mark und in Würzburg mit 605 Mark Zuschuß. Auffallend niedrig ist der relative Kostenaufwand für die jüngste preussische Universität in Münster. Nach dem dortigen Etat betrug die staatliche Ausgabe auf den Kopf des Studierenden nur 485 Mark.

Die Theatertournee in der Flugmaschine.

Aus Paris wird berichtet: Es gab eine Zeit — sie liegt nicht ganz so weit zurück —, in der die Schauspieler auf ihren Gastspielreisen durch die Provinz sich ganz schlicht der Eisenbahn bedienten. Dann kam das Automobil, und auch das Dampfboot wurde in den Dienst des Theaters gestellt; aber das genügt heute nicht mehr: im Zeitalter der Flugmaschine muß dieses modernste Beförderungsmittel auch den Schauspielern dienen. Durch Frankreich reist gegenwärtig die Gesellschaft Max Dearnls, die die Komödie „Das Glück unter der Hand“ durch die Provinzen spazieren führt. Aber während der Leiter im Automobil, legen drei seiner Schauspielerinnen, denen die Landstraße nicht genügend Reize zu bieten scheint, die Etappen in der Flugmaschine zurück. „Sie wollen die Luft erobern, nachdem sie das Publikum erobert haben“, versichert ein schmeichelnder Kritiker.

* Eine Hundertjahrfeier der Dampfschiffahrt.

In Glasgow und in andern Hauptstädten Schottlands finden gegenwärtig Jubiläumsfeiern zur Erinnerung an ein historisches Datum in der Geschichte der Dampfschiffahrt statt, bei denen unter Teilnahme verschiedener englischer Kriegsschiffe interessante historische Bilder vorgeführt werden. Im Jahre 1812 wurde durch den kleinen Dampfer „Comet“, den Henry Bell erbaut hatte, der erste regelmäßige Dampfschiffverkehr für Passagiere in England organisiert. Der erste englische Dampfer verkehrte auf dem Clyde. Erst sieben Jahre später, im Jahre 1819, vollbrachte der Dampfer „Savanna“ die erste Überquerung des Atlantischen Ozeans, zwischen New York und Liverpool.

Mannigfaltiges.

Ein geschichtlicher Irrtum des Kaisers.

In der durch den Kronprinzen bei der Tafel im Ständehaus zu Merseburg am 26. ds. verlesenen kaiserlichen Botschaft findet sich u. a. folgender Satz: „Erst jüngst sind hier wieder Baurelle zutage getreten, die uns von dem Willen des ritterlichen ersten deutschen Kaisers, Heinrich I., Kunde gaben und Erinnerungen an die wechselvollen Schicksale der einstigen kaiserlichen Pfalz, des Lieblingsaufenthaltes der deutschen Kaiser und der späteren Residenz der Herzöge von Sachsen-Merseburg weckten.“ Der Kaiser nennt hier also Heinrich I., der unter dem populären Namen des „Städtegründers“ oder des „Voglers“ bekannt ist, den „ersten deutschen Kaiser“. Nun ist aber dieser Heinrich weder der erste Kaiser, noch ist er überhaupt jemals Kaiser, sondern während seiner ganzen Regierungszeit von 919 bis 936 stets nur deutscher König gewesen. Heinrich wurde am 14. April 919 in Fritzlar zum König gewählt und ließ sich dauernd an dieser Würde und an der Formalität der einfachen Wahl genügen, ja er lehnte die ihm vom Erzbischof von Mainz angebotene feierliche Salbung, also eine Sanktionierung durch die Kirche, direkt ab. Erst sein Sohn, Otto I., hat sich, nachdem ihn sein Vater noch vor seinem Tode zum deutschen König hatte wählen lassen, später auch vom Papste zum Kaiser krönen lassen, womit er wieder in die alte imperialistische Politik Karls des Großen einlenkte.

Der Hinrichtungsbefehl für

Marie Antoinette aufgefunden.

Ein eigenartiges historisches Dokument ist durch einen Zufall in einem alten Haus von Washington aufgefunden worden. Es handelt sich um den von dem Revolutionstribunal ausgesprochenen Hinrichtungsbefehl, der das Schicksal der unglücklichen Marie Antoinette besiegelte. Das Blatt, dessen Authentizität außer allem Zweifel steht, ist ein vorgezeichnetes Formular, in dem der öffentliche Ankläger im Namen der Republik die sofortige Vollstreckung des Urteils anbefiehlt „gegen Marie Antoinette, Österreicherin, Witwe Louis Capets“, die um 10 Uhr morgens auf dem Revolutionsplatz hingerichtet werden soll. Dattiert ist dieser Befehl, dessen Ränder ganz schematisch ausgefüllt sind, vom 25. Tage des zweiten Jahres der einen und unteilbaren fran-

... durch einen ...
... wertvolle Be-
... Nacht in den
... hält fleißig
... ihre liebe
... Und den
... Trost steht
... lfsbedürftiger
... päßt, der, im
... droht, die
... ihm seine
... schaft beist, ter
... die Nase.
... er gerät
... neben einem
... auf vier bis
... hrseigen und
... geht das Ge-
... gentlich der
... gar zuweilen,
... peln.

... im
... sen.

... das preu-
... des Ing.
... Interes-
... der Motoren-
... Dampfma-
... handelt sich
... insturbine, die
... entstoffes und
... zeit und, dann
... allenden Ver-
... zte Ausdauer
... leichte Hand-
... und Ge-
... Turbine, die
... getrieben wer-
... hängig macht
... an ihr fest
... struktion einer
... die technische
... cheurer Trags-
... General-In-
... neuen Un-
... Grafen Wil-
... Hauptmanns
... rbine-Studien-
... tin, verdrängt
... usberg bereits
... wendung von
... dem Gefin-
... and, Belgien,
... gemeldet sind
...

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Die fährte.

Erzählung von Lothar Brenkendorf.



(Nachdruck verboten.)

des Schlafzimmers stehender Schrank, in dem Möb-
mann sein Geld zu verwahren pflegte, war gewaltsam
erbrochen und seines wertvollen Inhalts beraubt
worden. Daß die von dem Diebe davongetragene
Beute eine so erstaunlich große gewesen war, erklärte
sich aus dem Umstande, daß Möbmann gerade heute
beträchtliche Zahlungen an verschiedene seiner Glie-
derten zu leisten und sich deshalb mit dem erforder-
lichen Gelde, einer Summe von rund dreihundertzig
tausend Mark, versehen hatte. Da er es unterlassen,
sich die Kammern der Kasse zu notieren, konnte
auch die Herausgabe des Geldes dem Räuber nicht
sonderlich gefährlich werden, und somit gewährten die
Angaben des Bestohlenen für die Entdeckung des
Täters keinen anderen Anhalt, als die Vermutung, daß
es sich um eine mit den Verhältnissen und Lebens-
gewohnheiten des Händlers ziemlich genau vertraute
Personlichkeit handeln müsse. Jene Vermutung veranlaßte
nach dieser Richtung hin konnte Möbmann nicht
äußern. Er erklärte, daß er ein sehr eingehendes
Leben führe, außer seinen Geschäftsfreunden fast gar
keine näheren Bekannten habe und mit niemand über
seine Angelegenheiten zu sprechen pflege.

Während von dem Verlust des Geldes die Rede
war, stiegen dem armen Manne die heißen Tränen über
das Gesicht, und er legte zugleich so unmerkliche
Zeichen größter Erschöpfung an den Tag, daß sein
Kollege zunächst von weiteren Fragen Abstand nahm
und mit zuckender Lippe, mit ihm in das benachbarte Schlaf-
zimmer einzutreten.

„Sehen wir uns also den Schauplatz des Ver-
brechens etwas näher an,“ sagte er. „Auf große Ent-
deckungen werden wir uns dabei allerdings kaum Hoff-
nung machen dürfen.“

In dem schmalen Räume herrschte eine fast uner-
trägliche Hitze, denn die Aufwärterin hatte inzwi-
schen in der Ecke stehenden Eisen Ofen bis zur Rot-
glut angeheizt, und es mochte wohl eine Folge meines
übigen, körperlichen Zustandes sein, daß mir schon nach
wenigen Minuten der Schweiß aus allen Poren brach.
Wieder und wieder mußte ich das schmerzliche Ziehen,
um meine feuchte, noch immer schmerzende Stirn zu
trocknen, und nur der leidenschaftliche Entschluß, der
mich gepackt hatte, ließ mich den Kampf mit meinem
grausamen Kopfschmerz siegreich bestehen.

Aber es hatte leider ganz den Anschein, als ob
mein erschöpfter Kollege mit seiner Vorankündigung
behalten sollte. Die Spuren des verübten Verbrechens
sah er zwar liegen offen zutage. Die eingedrückte Fähr-
te

(A. Fortsetzung.)

inner Vernehmung des Bestohlenen stände
vom ärztlichen Standpunkt aus keinerlei
Bedenken entgegen.

Wir betraten das behaglich aus-
gestattete Wohnzimmer, in dem man dem
Patienten ein Lager bereitet hatte, weil
er in dem Schlafgemach durchaus
nicht hätte bleiben wollen. Ein grauhäutiger, aber
noch recht rüstig aussehender Mann blickte uns mit
milden, versicherten Augen aus den weißen Kissen
entgegen. Er war von der ausgedehnten Lodesangst
erleichtert noch aufs äußerste angegriffen, denn er ver-
mochte nur mit ganz schwacher Stimme auf die Fragen
des Kommissars zu antworten, und es fiel ihm offenbar
recht schwer, während der kurzen Vernehmung seine
Gedanken beisammenzubehalten. Was wir von ihm er-
fuhr, entsprach insofern meinen geheime Wünschen,
als es so gut wie gar keine Anhaltspunkte für die Er-
mittlung des Täters zu bieten schien. Nicht einmal
über die Stunde, in der das Verbrechen ausgeführt
worden war, konnte Möbmann eine zuverlässige An-
gabe machen. Er hatte sich nach seiner Gewohnheit
um neun Uhr zu Bett begeben, war sehr bald ein-
geschlafen und erst aufgewacht, als die würgenden
Finger des Mordegelens bereits seinen Hals um-
klammert hielten. Außerdem, um Hilfe zu rufen
oder sich wirksam zu verteidigen, hatte er unter schwacher
Gegenwehr das Gefäß über sich ergehen lassen
müssen, und obwohl es nicht ganz dunkel im Zimmer
gewesen war, vermochte er über die Person des Ein-
brechers doch nichts weiter zu sagen, als daß es ein
großer, starker Mann von riesenhafte Körperkräften
gewesen sei. Sein Gesicht hatte er nicht erkennen
können, da der Mensch es durch einen unter seinen
Hüte befestigten schwarzen Lappen verhüllt hatte, und
überdies waren ihm in der schrecklichen Erstickungsangst
schon nach sehr kurzer Zeit die Sinne geschwunden.
Daher, daß der Räuber ihm Hände und Füße gefesselt
und ihm einen Knebel in den Mund gesteckt, hatte er
gar nichts mehr wahrgenommen. Erst als er gegen
Morgen aus seiner tiefen Bewußtlosigkeit erwachte, war
er zur Erkenntnis seiner hilflosen Lage gekommen;
aber alle Bemühungen, sich daraus zu befreien, waren
vergeblich gewesen, und er hatte sein Martyrium er-
tragen müssen, bis das Erscheinen der Aufwärterin ihm
die Erlösung brachte.

Nun erst hatte er auch die niederschmetternde Ge-
wißheit erhalten, daß dem Halunken sein verbrecherisches
Vorhaben nur zu gut geglikt war. Ein in der Ecke

890 erkrankten
sämtlich nach
nur 2 derselben
000 Dichtern
körper ist aber
in den Saal
mehr unterwei-
n wird gegen
Kilometer lang
— Die jüngste
der heute be-
der befinden sich
Bäume, 3500
schien. — Be-
zeit die eines

... Witten-
... Billige Ein-
... 5 Mark Aus-
... in Marburg
... der relative
... ität in Mün-
... aatliche Geld-
... 35 Mark.

... schine.
... eine Zeit —
... Schauspielern
... ganz schlicht
... Automobil, und
... des Theaters
... im Zeitalter
... erungsmittel
... antreich reist
... die die Pro-
... iter im Auto
... den die Land-
... die Etappen
... Luft erobern,
... versichert ein

... chiffahrt.
... den Schott-
... zur Erinnerung
... Geschichte der
... thyme verschie-
... drische Bilder
... durch den
... erbaut hatte,
... Passagiere
... Dampfer ver-
... er, im Jahre
... die erste
... hen Newyork

Lehrer wollte schon nach den anderen rufen; aber noch
einmal wachte sie sich auf:

„Du wachst net, obst a anderne g'numma hast — und
obst — glückselig — g'word'n — bist. Aber i — g'um die's
net — bei der Glück — i g'um die's net. Ich hab di lieb
g'habt — und du hast mi net mög'n — das verzeih i die
— nimmer. Glückselig war i g'worden — glückselig — und
so — hab i a led'n g'habt — wie a Hund —“

Der Bauer, der wohl fürchten mochte, daß die Stier-
herde dem Besucher heimlich etwas zusetzen könnte,
kam wieder herein — und von diesem Augenblick an
sprach das Weib kein Wort mehr. Der Lehrer versuchte,
ihre etwas zu sagen, obwohl ihm die Kehle wie zuges-
chnitten war. Aber unter dem Blick, mit dem sie ihn
ansah, verstummte er. Und dann hockte die alte Frau
wieder neben dem Lager nieder, um mit klagender
Stimme die Sterbende zu sprechen.

Eine Stunde danach hatte die Sterbende aus-
gelebt — in den Armen des Geistlichen, der sich im
letzten Augenblicke eingefunden hatte, und der die Über-
über den erfolglosen Augen schloß. Der Lehrer aber
trat seinen Heimweg an, gebrochen und vernichtet, mit
dem Bewußtsein, daß er das Glück seines Lebens frucht-
los geopfert hatte, wie seines Lebens Arbeit eine frucht-
lose gewesen war.

*



Aus
unserm
Koch-
buch

Von Laura Vincent.

Allelei einfache Familiengerichte.

Schmorbraten mit Petersin. 2 Pfund Rind-
fleisch von der Oberschale wird gut geklopft und gepulvert,
mit Salz, Pfeffer und Mehl bestreut und in halb Butter,
halb Speck von allen Seiten gebräunt. Nun füllt man eine
in Schinken geschnittene Zwiebel, eine eisenhaltige Möhre-
eine Rinde Schwarzwur, 1 Lorbeerblatt, 2 Nelken und 1/4
Alter Wasser zu und läßt dies ausgekocht 1/2 Stunde kochen.
Unterdessen bereitet man aus 1/2 Pfund Mehl, 2 Eiern und
etwas Wasser einen Teig, kraft davon mit dem Mehl
kleine Mehlkugeln in siedendes Salzwasser, heßt sie, wenn
sie steigen, mit dem Schaumkessel heraus und läßt sie auf
das Fleisch. Dann deckt man den Topf gut zu, läßt alles
wieder ins Kochen kommen und stellt es 3 Stunden in die
Stufe.

Die Brotkapsel muß jede Woche einmal gründlich
ausgewaschen, getrocknet und eine Zeitlang geöffnet der Luft
ausgesetzt werden. Das Brot wird dann wie einen buntpfe-
gen Gefäß annehmen. Damit es nicht zu trocken wird,
lege man eine rohe, gut abgewaschene Kartoffel in die
Kapsel. Diese gibt genügend Feuchtigkeit an das Brot ab,
daß nicht fäulnis, um es schmackhaft zu lassen.

Pikante Rindfleischsuppen mit Kartoffel-
feln. 1 1/2 Pfund Fleisch von der Oberschale wird in Schei-
ben geschnitten, geklopft, mit Salz und Pfeffer eingewür-
det und mit 60 Gramm Butter, 2 in Scheiben geschnittenen
Zwiebeln, 3 Pfund Kartoffelschalen, Salz, Pfeffer, 1/2 Liter
Wasser und 1 Glas Rotwein in den Topf gegeben und sehr
ausgekocht 10 Minuten gekocht. Dann kommt es in die
Kapsel und kühlt darin 2 1/2 Stunden. Dies Gericht kann
ebenfalls aus Kalb-, Hammel- oder Schweinefleisch bereitet
werden, bei letzterem blickt die Butter fort.

... auf die
... das Fleisch
... wird dadurch
... nicht nur zarter,
... auch der
... Wohlgeschmack
... wird erhöht.

Um einen Garten
... zu erhalten, gieße man
... auf die heiße
... Platte der
... Feueröhre
... einen Esslöffel
... voll
... Essig. Das
... Fleisch wird
... dadurch nicht
... nur zarter,
... auch der
... Wohlgeschmack
... wird erhöht.

Der Direktor einer
... Schule in
... Tilsburg in
... den Nieder-
... landen hat eine
... Enquete über
... den Mangel an
... Kindern veran-
... staltet. Er hat
... dabei folgende
... Resultate ge-
... wonnen: In einer
... Gruppe von
... Knaben im Alter
... von 6 bis
... 9 Jahren be-
... fanden sich
... 45 Prozent
... „Minder-
...“.

Die Gruppe von
... 10 bis 12 Jahren
... bestand aus
... 30 Prozent
... „Minder-
...“ und 70
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 13 bis 15
... Jahren be-
... fanden sich
... 15 Prozent
... „Minder-
...“ und 85
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 16 bis 18
... Jahren be-
... fanden sich
... 10 Prozent
... „Minder-
...“ und 90
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 19 bis 21
... Jahren be-
... fanden sich
... 5 Prozent
... „Minder-
...“ und 95
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 22 bis 24
... Jahren be-
... fanden sich
... 2 Prozent
... „Minder-
...“ und 98
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 25 bis 27
... Jahren be-
... fanden sich
... 1 Prozent
... „Minder-
...“ und 99
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 28 bis 30
... Jahren be-
... fanden sich
... 0,5 Prozent
... „Minder-
...“ und 99,5
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 31 bis 33
... Jahren be-
... fanden sich
... 0,2 Prozent
... „Minder-
...“ und 99,8
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 34 bis 36
... Jahren be-
... fanden sich
... 0,1 Prozent
... „Minder-
...“ und 99,9
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 37 bis 39
... Jahren be-
... fanden sich
... 0,05 Prozent
... „Minder-
...“ und 99,95
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 40 bis 42
... Jahren be-
... fanden sich
... 0,02 Prozent
... „Minder-
...“ und 99,98
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 43 bis 45
... Jahren be-
... fanden sich
... 0,01 Prozent
... „Minder-
...“ und 99,99
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 46 bis 48
... Jahren be-
... fanden sich
... 0,005 Prozent
... „Minder-
...“ und 99,995
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 49 bis 51
... Jahren be-
... fanden sich
... 0,002 Prozent
... „Minder-
...“ und 99,998
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 52 bis 54
... Jahren be-
... fanden sich
... 0,001 Prozent
... „Minder-
...“ und 99,999
... Prozent
... „Normal-
...“.

In der Gruppe
... von 55 bis 57
... Jahren be-
... fanden sich
... 0,0005 Prozent
... „Minder-
...“ und 99,9995
... Prozent
... „Normal-
...“.

